2.

Unterthänige Reden.

Vier Vorlesungen,

öffentlich gehalten zu Königsberg im Winter 1843,

oder:

Fortsetzung

der

„Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit."

Von

Ludwig Walesrode.

Zürich und Winterthur.

Verlag des literarischen Comptoirs.

1843.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Seinem Freunde

Georg Herwegh

gewidmet

vom

Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorrede IX

I. Eine wunderbare Novelle aus der neuesten Zeit . 1

II. Zur neuesten Geschichte der Caricatur 35

III. Des Freiherrn von Münchhausen neueste Abenteuer (von ihm selbst erzählt) 75

IV. Zur Leichenfeier des hingeschiedenen ersten Jahrtausends des deutschen Reichs 113

Noten 146

Grundzüge zu einer Vorrede.

Voriges Jahr konnte ich in dem Vorworte zu meinen „Glossen und Randzeichnungen“ noch meinem Königsberger Censor eine Lobrede halten; warum mir's gegenwärtig nicht möglich geworden, bedarf wohl kaum einer Erklärung.

Der officielle Rückschritt beeilt sich in Deutschland. Er hat in seiner Angst vor der eindringlichen Gegenwart das Princip der Allmäligkeit aufgegeben.

Wie das Alter eines Baumes an den Ringen kenntlich, welche sich jährlich um den Splint bilden,

so ist das Alter des gegenwärtig regierenden (nicht herrschenden) Princips an den eisernen Banden abzuzählen, welche jährlich um die germanische Eiche neu geschlagen werden.

Indeß vergessen die eifrigen Staatsschmiede, daß die gequälten Dryaden sich schon längst aus der tausendjährigen deutschen Eiche in einen frischen, luftig aufschießenden Maienbaum geflüchtet haben.

Schmiedet daher nur immer zu neue Fesseln um eure heilige Eiche; wenn ihr den letzten Lebenskeim mit euren Hämmern, Nägeln, Eisenbanden und andern Marterwerkzeugen in ihr getödtet habt, dann wird sie mit gewaltigem Krachen, das im ganzen deutschen Lande vernehmbar sein wird, über die Baumschänder zusammenstürzen. — Aber in dem jungen, frischen Maienbaume wird ein junges frisches Deutschland neu emporblühen.

Es ist ein Unterschied zwischen meinen vorjährigen Vorlesungen und meinen diesjährigen. Voriges

Jahr konnte die Satyre gegen den Status quo noch mit einiger Galanterie in die Schranken treten, wie ein spanischer Matador im Stiergefecht. Der Schaft des Pfeiles, welcher auf das Thier geschleudert werden mußte, war daher, wie bei diesem, mit einem zierlichen Blumenbouquet geschmückt.

Allein in diesem Jahre hat sich's zu deutlich hervorgestellt, daß der deutsche Status quo kein edler Stier, sondern ein Ochse ist, an dem alle galanten Blumen reine Verschwendung wären.

Es ist eine Art Metzgerarbeit, gegen den zähen deutschen Status-quo-Ochsen zu Felde zu ziehen, und man möchte sich wahrlich einen ritterlicheren Gegner wünschen; allein, wie Aerzte, dürfen auch die Schriftsteller, die am Krankenbette ihre Gegenwart machen, nicht ekel sein.

Der Boden, auf welchem diese Vorlesungen entstanden, machte es diesmal nothwendig, sie für das Lesepublikum mit Noten zum Verständnisse einiger

localen Beziehungen zu begleiten. Von Nutzen dürfte es vielleicht auch sein, daß durch diese Noten einige, unsere Königl. Preußische Gegenwart charakterisirende Facta vor zu raschem Antiquiren geschützt werden.

Da gegenwärtig auch die Könige unter die Literaten gegangen sind, indem sie nicht bloß dichten und reden, sondern ihre Dichtungen wie ihre Reden auch drucken lassen, so erklärt sich der demüthige Titel meines Buches wohl von selbst.

Leipzig den 7. Juli 1843.

Ludwig Walesrode.

I.

Eine wunderbare

Novelle aus der neuesten Zeit.

Es war einmal ein Kaiser von Byzanz, welcher Justinian hieß. Dieser verliebte sich sterblich in die Tochter des Bärenhüters Acacius, welche beim Stadttheater zu Konstantinopel als Choristin angestellt war. Theodora, die sowohl durch ihre Schönheit als durch ihre Philinenanmuth des Kaisers Majestät zu fesseln wußte, machte eine noch glänzendere Carrière, als in unsern Tagen die Gräfin Reichenbach; denn sie wurde dem Kaiser zur rechten Hand angetraut, und die damaligen Hessen hätten es wohl bleiben lassen sollen, ihr die Fenster einzuwerfen, wie solches der letztgenannten im Kasseler Aufstande widerfuhr.

Der Kaiser hatte ferner sehr ausgezeichnete Baumeister, welche ihm die Sophienkirche in Konstantinopel aufführten, und sehr schlechte Minister, die mit dem schwankenden, religiösen Gewissen ihres Herrn spielten, ihn zum Andächtler, zum theologischen Wortgrübler machten und zur Verfolgung Andersdenkender aufhetzten.

Der Minister Alexander, zubenannt „Psalidion" (die Scheere), wurde besonders mit dem allgemeinsten Abscheu der Nation gebrandmarkt. — Die Statthalter in den Provinzen waren Knechtsnaturen gegen den Herrn, das Volk aber achteten sie für Nichts. — Unter der Regierung Justinians entspannen sich zu Byzanz heiße Kämpfe zwischen den grünen und blauen Parteien des Circus, welche zu blutigen Ketzergerichten führten. — Der Kaiser hatte einen tapfern Haudegen, Belisar benamset, als Feldherrn angestellt. Dieser schlug sich in vielen langwierigen, grausamen Schlachten mit Persern, Slaven und Bulgaren herum, welche von allen Seiten in das Reich eingedrungen waren, und erfocht für Se. Kaiserliche Majestät glänzende, wenn auch mit vielem Blute theuer erkaufte Siege. — Als nun die Feinde alle so geschlagen waren, daß der Kaiser sie nicht mehr zu fürchten brauchte, wurde der alte, tapfere Belisar mit Schimpf und Schande fortgejagt, nach einigen Nachrichten sogar geblendet, und mußte jetzt auf den Landstraßen sein »Date obolum Belisario« betteln. — Der Kaiser aber starb am Ende seiner Tage, wurde hochselig, und seine Historiographen nannten ihn den „Großen." —

Welch' ein reicher Stoff zu einer modernen Tendenznovelle! — Ein Kaiser, der eine anmuthige Schauspielerin auf den Thron erhebt, der große Dombauten auf-

führt; — Minister, die ihrem erlauchten Herrn fanatische Religionsedicte zusouffliren — einer derselben führt sogar den Beinamen „Scheere,“ also wahrscheinlich Obercensor des Staats. Knechtische Provinzverwalter; Kampf zwischen den Blauen und Grünen, zwischen dem Status quo, der das Berlinerblau als Farbe der Beständigkeit zu seinem Symbol gewählt, und der Partei des Fortschrittes, welche sich mit dem Grün der Hoffnung geschmückt. Der tapfere Belisar, der die eingedrungenen Barbaren mit Gott für Kaiser und Vaterland zum Lande hinausjagt, und nach erfochtenem Siege als geblendeter Bettler umherzieht, und um einen elenden, kupfernen Obolus bettelt, kein Anderer, als der byzantinische Michel. Und dann die Hochseligkeit und das Epitheton „Groß“! — O, es gibt nichts Neues unter der Sonne; sogar die neueste deutsche Geschichte hat schon stattgefunden im sechsten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung zu Byzanz, allwo jetzt erst Se. Hoheit Abdel-Medschid das preußische Exercierreglement einführt.

Wenn wir dennoch diesen so reichhaltigen Stoff nicht als Novelle ausarbeiten, so liegt solches zum Theil daran, daß dieser schon seine unerreichbaren Autoren gefunden an dem glänzenden Memoirenschreiber Procop und dem strengen Gibbon; die Geschichte des deutsch-byzantinischen Michels — Belisar hat der

liebenswürdige Marmontel bekanntlich in einen rührenden Roman gefaßt. Zugleich aber dürfte reine Furcht jeden deutschen Schriftsteller abhalten, dergleichen Historien überhaupt zu bearbeiten. — Wer weiß, ob nicht irgend ein deutsches Strafgesetzbuch einen Paragraphen enthält, daß über todte Kaiser, welche mit einem lebenden Fürstenhause verwandt sind, nichts Nachtheiliges geschrieben werden dürfe, bei mehrmonatlicher oder mehrjähriger Festungsstrafe und dem Verluste der Nationalkokarde? Wer anders ferner, als der Redacteur der Adelszeitung, weiß es, ob nicht Justinian ein entfernter Urvetter des durchlauchtigen Fürsten von Sigmaringen oder derer von Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenstein ist? Soll der deutsche Schriftsteller ein Opfer seiner genealogischen Unwissenheit werden, und sich nun noch gar die schüchternen, censurblöden Schreibefinger an alten Geschichten aus der alten Geschichte verbrennen?

Fingen wir dennoch eine Novelle, und zwar mit Justinian, an, so wollen wir damit erklären, daß diese an die Novellen erinnern sollte, welche der byzantinische Kaiser, der, wie die meisten modernen Kaiser, Könige und Fürsten, nach Schriftsteller-Ruhm geizte, im eigenen Verlage zu Konstantinopel herausgegeben. — Die geehrten Damen werden indeß vergebens in den Leihbibliotheken nach diesen Novellen fragen lassen. Der Bibliothekar wird ihnen stets antworten: „Sind

nicht zu Hause!" wie wenn gegenwärtig nach „Thomas Thyrnau" gefragt wird; aber in Wahrheit besitzt er solche gar nicht. Denn Justinian hat seine Novellen nicht, wie der König von Baiern seine Gedichte, oder wie der den deutschen Studenten wohlbekannte Fürst von Thorn seine gesammelten Trinksprüche, für Leihbibliotheken geschrieben, sondern lediglich zum Gebrauche für Auskultatoren und Referendarien, die in's Examen gehen. — Seine Novellen sind 168 der von ihm redigirten Sammlung des römischen Rechtes beigefügte neue Gesetze, welche, da sie gegenwärtig bereits mit dem verschönernden Roste von zwölf Jahrhunderten bedeckt sind, zum historischen Rechte gehören, und schon aus dem Grunde unserm neunzehnten Jahrhunderte um so ehrwürdiger erscheinen und es um so natürlicher verpflichten müssen, wie uns die weisen Meister der historischen Schule predigen.

Ein berühmter neuerer Rechtslehrer hat unserer Zeit den Beruf ganz und gar abgesprochen, eben solche gesetzliche Novellen zu schreiben, wie Kaiser Justinian seiner Zeit sich's herausgenommen. Allein als nichtsdestoweniger eine Commission niedergesetzt wurde, welche auch für die Gegenwart ihre Novellen abfassen sollte, war gerade dieser Rechtslehrer eines der eifrigsten Mitglieder, welches sich am meisten berufen fühlte, Gesetze, die an das Zeitalter Justinians erinnerten, zu

entwerfen und mit seiner Autorität zu unterstützen. — Dieser berühmte Professor des Rechts parodirte auf seine Weise die rührende Geschichte von dem treuen Pudel, die wir hier erzählen wollen.

Ein alter Junggeselle hatte einen treuen, sehr gut abgerichteten Pudel, welcher ihm jeden Mittag das Essen in einem Korbe aus der Restauration holte. Jahre lang hatte der Pudel dieses Amt mit der größten Pflichtstrenge verwaltet. Die inneren Versuchungen, welche durch den Speisenduft in ihm geweckt wurden, schlug er stets eben so heroisch zurück, wie er auf seinem schweren Wege den Anfechtungen anderer Hundscollegen zu trotzen wußte. Eines Tages jedoch, als mein Pudel um Mittagszeit mit seinem wohlgefüllten Speisekorbe im Maule über den Markt nach Hause trabte, lockte der pikante Cotelettgeruch eine ganze Meute Metzger- und in deren Gefolge noch andere Hunde herbei. Sie fielen über den Pudel her, welcher dem Angriffe nur eine schwache Vertheidigung entgegensetzen konnte; der Korb wurde ihm entrissen und der auf dem Boden zerstreut liegende appetitliche Inhalt von sämmtlichen großen und kleinen Hunden con amore verzehrt. — Der gute Pudel sah einige Zeit diesem traurigen Schauspiele mit melancholisch trübseliger Miene aus der Entfernung zu, endlich aber, als er fühlte, daß doch Alles unrettbar verloren sei, stürzte er sich unter die schmau-

senden Hunde und fraß für zwei mit! — Der erwähnte berühmte Rechtslehrer ist das thätigste Mitglied in der Gesetzcommission! —

Darf nun ein Gesetz überhaupt den Namen „Novelle" sogar im modernsten Sinne des Worts beanspruchen, so ist es wohl besonders jenes, welches vor nicht gar langer Zeit im Schooße der genannten Commission entworfen und berathen wurde; eine Novelle, wie sie der bekannte Fürst von Quedlinburg nicht anmuthiger auf die Leipziger Ostermesse schicken kann; denn Liebe, Eifersucht, Haß, mit der dazu gehörigen dumpfen Kerkerluft und dem bekannten Kettengerassel, wissen darin die schaudernde Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln und zu steigern; wir meinen den Entwurf eines neuen Ehescheidungsgesetzes! — Ein geschickter Schauergeschichten-Scribent könnte jeden Paragraphen dieses Entwurfes zu einem lieblich grausenhaften Romankapitel mit Leichtigkeit umschreiben und beim großen Publikum der Leihbibliotheken, welches sich noch gemüthlich an „Laurette Pisana," „Erasmus Schleicher" und dem „Blutigen Geist auf der rothen Burg" erbaut, viel Furore machen. Wie Madame Birch-Pfeiffer den genannten Gesetzentwurf als Seitenstück zu ihrem „Hinko" herrlich dramatisiren müßte, ist gar nicht zu sagen. Ja, sogar der selige Clauren hätte manchen Paragraphen für sein Vergißmeinnicht vortrefflich benutzen kön-

nen; es fehlte ihm weiter nichts, als gehörig viel silbernen Mondschein darüber auszugießen.

Gibt es wohl etwas romantisch Schauerlicheres, als eine Eheinquisition? Etwas Reizenderes, als einen Sühneversuch vor dem Consistorium? — Nimmt es nicht §. 20 des Entwurfs mit jedem berühmten englischen Romane auf, in welchem zwei zärtlich Liebende, die das Verhängniß oder bei uns das Gesetz gewaltsam auseinanderhält, zuletzt am gebrochenen Herzen sterben? — So viel Poesie ist in unserer Zeit! — Ja, die Jurisprudenz hat ihre alte Perrücke fortgeschleudert, und auf ihrem kahlen Haupte werden sich bald genial hervorsprießende Löckchen zeigen. Der schweinslederne Kaliban geht auf die Schmetterlingsjagd und pflückt sentimentale Veilchen an dem Rain des murmelnden Bächleins. — Die Liebe wie der Haß hatten sich bisher dem Gesetzgeber entzogen, der eine blöde Scheu vor dem Hausrechte des Herzens fühlte, der es verschmähte, eine unberufene Rolle mitzuspielen in dem geheimen Drama des Familienglücks und Familienjammers. — Fort mit dieser altmodischen Scheu! In einem gut policirten Staate müssen auch die Gefühle unter gesetzliche Controle gestellt werden. Kein Bürger und keine Bürgerin muß hassen oder lieben dürfen wider den Willen eines Oberlandesgerichts oder Consistoriums. Künftig sollen im Leben wie auf der Bühne nur „Mit

hoher obrigkeitlicher Bewilligung" „Romeo und Julie," „Othello" und ähnliche Stücke aufgeführt werden; und wer das hohe Lied der Liebe dichten will, muß einen Stempelbogen dazu nehmen, zur Vermeidung der gesetzlichen Strafe; denn die Leidenschaften sind fiscalisch. — Die Zeit ist nicht mehr fern, in welcher die Akten eines Oberlandesgerichts Stellen enthalten werden, wie folgende:

Zeuge N. N. sagt aus, daß er's deutlich gehört, wie die Denunciatin Julie Capuletti zum Romeo Montecchi, welcher in der Morgendämmerung auf einer Strickleiter vor ihrem geöffneten Fenster stand, folgendes geäußert:

„Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang!
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort,
Glaub', Lieber, mir; es war die Nachtigall."

Worauf der p. p. Romeo Montecchi erwiederte:

„Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; — "

Verdient nun ein Gesetz, welches so auf das innerste Wesen der Liebe eingeht, nicht wirklich den Namen einer Novelle sogar im Sinne der Leihbibliotheken? Habe ich daher wohl von meinen Zuhörern den Vorwurf der Täuschung zu fürchten, wenn ich ihnen, statt der erwarteten Novelle im ästhetischen Begriffe des

Wortes, novellistisch eingeleitet die Rede hier mittheile, mit welcher der geniale Entdecker des neuen Ehegesetzes dieses in der Commission einführte und bevorwortete? wenn ich jetzt in meinem Vortrage fortfahre, wie folgt?: —

Es war im Sommer 1842 nach Christi Geburt. Ein schwüler Julitag lag drückend auf der Residenzstadt Berlin. Die Droschkenpferde auf den öffentlichen Plätzen senkten siestamüde ihr Haupt. Die Spree, sonst das gemüthliche Bild des allmäligen, besonnenen Fortschrittes, stand erschöpft still auf ihrem weiten Wege zum Meere, wie einst die Sonne in Gibeon. Auf dem Balkon der Kranzlerischen Conditorei ruhten zu Dutzenden die gestreckten und bespornten Gardeoffizierbeine, deren Inhaber das Eis im strengsten Dolce far niente verzehrten, ohne auch nur ein einziges Mal auf Ehre zu versichern, daß die Taglioni charmant gewesen und daß der neue Waffenrock eine göttliche Taille gebe. So schwül war der Tag! — Durch die langgestreckten, schattenlosen Straßen wirbelte in dicken Wolken ein wahrhafter Saharastaub, so daß Freiligrath sich sogar unter den Linden die Begeisterung zu seinen Wüstenbildern hätte holen können.

Trotz dieses heißen Hundestages, der die ganze Schöpfung zur Ruhe aufforderte, hatte der ehrwürdige gesetzvorschlagende Senat seine Sitzungen für permanent

erklärt, um zu berathen, man denke, über die Ehe! Es muß wahrlich dringend Noth gewesen sein, dieses Gesetz unter dem eben so leicht erschlaffenden als aufregenden Einflusse des Caniculargestirns zum Gegenstande der Berathung zu machen. Vielleicht, daß ein eclatanter Fall aus einer distinguirten Ehesphäre es nothwendig machte, das Eheband für die niedrigen Stände straffer anzuziehen, damit diese genug mit sich zu thun hätten und sich's nicht einfallen ließen, über ihren Gesichtskreis hinaus nach höchsten Eheverhältnissen zu blicken. Vielleicht waren es aber gerade die heißen Julitage selbst, welche diese Männer vom Gesetze dringend aufforderten, den Deutschen neue Polizei- und Consistorialzügel anzulegen, damit sie sich nicht überheben mögen im sanguinischen Freiheitscultus der französischen Julisonne. Denn es ist bekanntlich strenges, bundestägliches Hausgesetz, daß alle Feiertage, welche von den Siegen der Freiheit ihren Ursprung herleiten, mögen diese nun von andern Nationen oder von den Deutschen selbst errungen worden sein, dem lieben Vaterlande versalzen werden. Daher datirt sich auch das liebliche Censurgesetz des Jahres 1819 vom 18. October, dem Tage der großen Völkerschlacht bei Leipzig, daher datirt sich der Entwurf einer neuen Verordnung über Ehescheidung vielleicht, wenn auch nur instinctmäßig, vom Juli. — Mag dem indeß sein, wie

ihm wolle, so viel ist wenigstens thatsächlich, daß der Tag sehr heiß war, daß der ehrwürdige Gesetzessenat sich nichtsdestoweniger versammelt hatte, und daß Einer aus dessen Mitte plötzlich sich erhob, feierlichst ein Papier aus der Tasche zog, sich räusperte und folgende denkwürdige Rede über die Einführung des Ehegesetzes hielt:

„Meine Herren! Alle gottlosen Umtriebe unserer Zeit rühren bekanntermaßen davon her, daß Germanien noch immer viel zu frei ist. Der Deutsche genießt einer Redefreiheit, die fast an Republikanismus gränzt. Es ist ihm durch das historische Recht die gesetzliche Befugniß eingeräumt, zu Allem „Ja!" sagen zu dürfen, was die ihm von Gott vorgesetzte Obrigkeit befiehlt und verfügt, zu Polizeiverordnungen, neuen Steuern, Censurgesetzen u. s. w.; allein der Deutsche mißbraucht dieses Recht auf unverantwortliche Weise. Was haben in der That Engländer und selbst Amerikaner weiter vor ihm voraus, als daß sie zu Allem „Nein!" sagen dürfen?

Es fehlt mithin dem Deutschen zum Demokraten und Republikaner weiter nichts, als dieses einzige kleine Wörtchen, das ihm allerdings schwerer auszusprechen wird. — Denn das „Ja!" ist nicht bloß der kürzeste, sondern auch der bequemste Laut in unserer Sprache. Es ist eine Art von Hiatus, welcher die Mitte

hält zwischen Seufzen und Gähnen, und der dem deutschen Michel gerade mundgerecht ist, wenn er im Halbschlafe seine unmaßgebliche Meinung auszusprechen sich anzumaßen die Kühnheit haben sollte, während das scharfe, helle „Nein" neben der wachen Energie der Sprachorgane noch eine praktische Härte des Charakters erfordert, welche durchaus ungermanisch ist. — Indeß ist's schon ein verbrecherischer Uebergriff von dem Deutschen zu Allem, was höheren Orts beschlossen wird, „Ja!" sagen zu wollen, da er gar nicht um seine Meinung gefragt wird.

Maßt er sich nicht hiemit eine Art von constitutionellem Vorrechte an, höheren Beschlüssen und Verfügungen beipflichten zu dürfen? — Ignorirt er nicht dadurch die ihm von Gott eingesetzte Obrigkeit, welche dazu da ist, um für ihn zu Allem „Ja!" zu sagen?

Meine Herren, das darf nicht länger so bleiben! — Wenn eine ganze Nation erst anfängt, sich laut zu äußern, mag's nun ein lautes, unisones Schnarchen, oder ein nationelles Seufzen oder Gähnen sein, so weiß man nicht, zu welchem Extreme diese Freiheit der Rede führen kann. — Blicken Sie auf Frankreich! — Marat! — Robespierre! — Guillotine — schrecklicher Terrorismus — Louis Philipp im bombenfesten Wagen — Preßfrechheit!! — Blicken Sie auf England! — Eine ungeheure Nationalschuld! — Viel Armuth

im Volke! — Die Weiber auf öffentlichem Markte verkauft! — Matrosen gepreßt! — Ein Schornsteinfeger beunruhigt die Königin! — Der Herzog von Wellington mit Steinen geworfen! — Keine Censurgesetze! — Keine Garantien! — Preßfrechheit!! — Blicken Sie auf Nordamerika! — Nicht einmal einen König haben sie da; aber Lynchgesetze mit Theer und Bettfedern und — Preßfrechheit!!

Meine Herren, vergessen wir nicht, daß wir zum Pupillencollegium der historischen Schule gehören, daß wir nicht bloß die Vormünder der deutschen Gegenwart und Vergangenheit, sondern auch die der deutschen Zukunft sind. Es liegt uns daher ob, durch eine energische Maßregel unser Deutschland vom Rande des Verderbens gewaltsam zurückzureißen; sind wir erst mit einem leuchtenden Beispiele vorangegangen, so dürfen wir erwarten, daß die noch übrigen 32 oder 38 Deutschländer uns nachmaßregeln werden. — Wir müssen die eingerissene deutsche Redefreiheit beschränken, allein mit viel Staatsklugheit, damit wir's nicht mit dem Volksgötzen, dem sogenannten Zeitgeiste, verderben. Wir müssen dem beschränkten Volke fortzuschreiten scheinen, während wir die Permanenz des allein seligmachenden Stillstandes schon zu behaupten wissen werden. — Wir haben bisher schon der Nation das Fortschreiten zu viel erlaubt, daß der Stillstand,

ja, sogar die Rückkehr zu alten, soliden Principien nicht mehr als unsere heilige Pflicht ist. — Wie undankbar von unserm Volke, uns schweigend vorzuwerfen, oder sich in der Stille darüber zu freuen, wenn ausländische Zeitungen, wie z. B. die Times, es offen schreiben, daß wir für den Fortschritt zu wenig gethan!

Vergleichen wir unser Vaterland, wie's unter dem Cheruskerfürsten Herrmann aussah mit dessen jetzigem Zustande! — Damals konnten selbst gebildete Germanen weder schreiben noch lesen; sie kleideten sich in Thierhäute; sie hatten weder Oper noch Ballet; sie wußten nichts vom historischen Christus; — Berlin existirte noch gar nicht — — Und jetzt! — Selbst der unbedeutendste Mitarbeiter an der „Literarischen" und „Spenerschen Zeitung" kann schreiben und lesen; kein gebildeter Deutscher und keine gebildete Deutsche kleidet sich noch in Thierhäute, die Glacéhandschuhe etwa ausgenommen; sie haben Gelegenheit, Herz und Geist an Oper und Ballet, und sogar an der Antigone auszubilden; sie können ihr Seelenheil in dem Vereine zum historischen Christus assecuriren mit einem sehr geringen, moralischen Procentsatze, sie können — um es mit einem Worte auszudrücken — in Berlin leben, wo der Weltgeist sich zur Ruhe begeben und seine Pension in Frieden verzehrt.

Ja, wir brauchen nicht einmal so weit zurückzu-

gehen. Vergleichen wir bloß unsern Staat, wie er vor dem Jahre 1806 war, mit seiner jetzigen Gestalt. Damals erhielt jeder deutsche Krieger, der für Gott, König und Vaterland ins Feld zog, ohne portepéefähig zu sein, seine 25 Stockprügel aus dem Pfeffer, sobald er den Zopf nicht recht gewickelt oder mit den gestreckten Beinen beim Parademarsch um eine halbe Linie vom Exerzierreglement abwich; damals hatte die Staatszeitung keine Rubrik: „Inland," worin jedem guten Unterthanen die kleinen und großen Hofplaisirs auf's Ausführlichste erzählt und ihm gar die strengste Rechenschaft abgelegt wurde über die Bevölkerung von Stolpe, Stargard und der Insel Tschusan; damals hatte kaum der hundertste Mensch einen Orden und kaum der fünfzigste einen Rathstitel — und jetzt? — Der Krieger bekommt regelmäßig seinen Sold und sein Kommißbrod und nur in gewissen Fällen Prügel; der Zopf ist gänzlich abgeschafft, wie der langsame, langgestreckte Parademarsch; die Staatszeitung ist sehr interessant; ja der fünfte Mensch hat einen Orden, und jeder zweite die Aussicht darauf, und überhaupt gibt's keinen, nur einigermaßen loyalen Unterthanen, der sich nicht zum Rathstitel qualificirte.

Meine Herren! — Ich frage Sie jetzt unparteiisch: welche Forderungen kann die sogenannte Aufklärung an die Administrationsbehörde von Germanien noch stellen? — Bedenken Sie, wir haben jetzt Deutsche, die nicht

geprügelt werden; Deutsche, welche Erlaubniß und Gelegenheit haben, über die wichtigsten Angelegenheiten des Hofes, so wie über die Statistik von Pommern und China sich aus der Staatszeitung aufzuklären; Deutsche, welche so viele und noch mehr Orden bekommen können, als sie Knopflöcher am Rocke haben; Deutsche, welche entweder schon Räthe sind oder in jedem Augenblicke ihres Lebens in Gefahr stehen, es zu werden. Ich frage Sie, meine Herren! — ist ein solcher garantirter Zustand des Nationalglückes wohl in Frankreich, England und Amerika erhört? ja möglich? —

Wenn daher Deutschland sich dennoch nicht so glücklich fühlt, als es von obrigkeitswegen sich zu fühlen verpflichtet ist, so ist dies nur eine Folge hochverrätherischer Unzufriedenheit und überhandnehmender, demagogischer Umtriebe des verstandesbeschränkten Unterthanen, welcher sich anmaßt, zu Allem, was die von Gott eingesetzten wirklichen geheimen Räthe, Präsidenten, Minister und Polizeisergenten befehlen, sein „Ja!" zu sagen, statt ehrfurchtsvoll zu schweigen und zu thun, was ihm geboten wird.

Wie aber ist dies unberufene, demagogische „Jasagen" im Volke gründlich auszurotten? — Mit Gensdarmen diese Sprechfreiheit gewaltsam zu unterdrücken, würde unser System des scheinbaren Fortschrittes gar zu arg compromittiren, außerdem haben wir uns einige poli-

tische Gêne aufzulegen, wenn auch nicht vor unserm Inlande, doch vor dem befreundeten England, welches so gütig war, uns einen Theil an dem Taufkuchen des Prinzen von Wales und an dem Bischof von Jerusalem zu gestatten. — Ueberhaupt müssen wir, des fatalen Zeitgeistes wegen, allen kleinen und großen Freiheiten, welche wir dem Volke in der Voraussetzung gestatten, daß es nicht so unbescheiden sein werde, solche zu benutzen, nicht am hellen Tage mit offner Gewalt ihm wieder entreißen, sondern auf türkische Weise mit der feinen seidnen Schnur in der Stille abwürgen. Ich habe mir daher die Aufgabe gestellt, wie die überhandnehmende, nicht Sprechfreiheit, sondern Sprechfrechheit geräuschlos und staatsklug dem Deutschen ganz und gar verleidet werden könnte, und ich glaube, es ist meinem angestrengten Nachdenken gelungen, das radicalste Mittel aufzufinden, wie ich solches hier zu entwickeln die Ehre haben werde. —

Es gibt einen Moment im Leben des deutschen Bürgers, in welchem er wirklich und wahrhaftig um seine freie Meinung befragt wird, nämlich vor dem Traualtare, wenn es ihm von Kirche und Polizei erlaubt worden, einzugehen in den Himmel oder in die Hölle der Ehe.

Vor dem Traualtare sind die Deutschen mehr als bloß berathende Stände, denn es hängt lediglich von

ihrem Votum ab, ob eine staatskirchliche Allianz zwischen zwei später Krieg führenden Mächten vollzogen werden soll oder nicht. Bedenken wir nun noch, daß in einem solchen Momente selbst der loyalste Deutsche seinen Bundestag und seinen Polizeiminister vor lauter Wonne vergessen kann, daß ihm der frische Myrthenzweig in dem schwarzen oder blonden Haare seiner Braut theurer ist, als die Krone eines Königs, und das schüchtern selige Erröthen auf den Wangen seines Mädchens lieber, als eine Cabinetsordre im blauen Couvert, überhaupt, daß ihn der Vermählungstag mehr begeistert, als ein fünfzigjähriges Dienstjubiläum oder ein großes Manöver auf der Hasenheide, so frage ich Sie, meine Herren, muß nicht ein solcher Moment in dem Deutschen ein Gefühl hervorrufen, welches fast an das gefährliche Bewußtsein der Mündigkeit gränzt? Könnte nicht der Deutsche sich's einfallen lassen, diese Exaltation einer geträumten Selbstständigkeit noch weiter fortzuführen und zwar so weit, daß es ihm einmal einfällt, der von Gott eingesetzten Obrigkeit gegenüber „Nein!“ statt „Ja!“ zu sagen? —

Wäre es daher thunlich, überhaupt etwas an dem kirchlichen Rituale zu ändern, so möchte ich vorschlagen, daß in Zukunft der Bräutigam auf die bekannte Frage des Geistlichen: „Sind Sie, Herr N. N., gesonnen, das gegenwärtige Fräulein oder die Jungfrau N. N.

zu ihrer Gattin" u. s. w., entweder ehrerbietig schweigend nickt, oder statt des üblichen „Ja!" lieber „Zu Befehl!" antwortet; und eben so wäre es mit der Braut zu halten, welche auf die an sie ergangene Frage anmuthig mit dem Haupte nickt oder verschämt ihr: „Zu Befehl!" flüstert. Dieser Ausdruck der Subordination schadet nichts, sondern nützt vielmehr. — Allein ohne ein Concil sämmtlicher anglikanischer Bischöfe läßt sich jetzt nun einmal nichts an unserer kirchlichen Verfassung ändern.

Es kommt mithin jetzt alles darauf an, dem Deutschen selbst während seines Freudenrausches vor dem Traualtare in Erinnerung zu bringen, daß er stets Gott, den Bundestag und das Landrecht mit seinen „Ergänzungen" vor Augen haben und sich nicht überheben möge zu eitlem Vertrauen auf seine eigne Urtheilskraft, wenn auch ein staatskirchliches Ceremoniell ihn zum Scheine um sein Urtheil und seinen unmaßgeblichen Willen bei dem Ehegelöbniß befragt. — Auch die Liebesgötter müssen unter polizeilicher Controle stehen; wir dürfen ferner nicht erlauben, daß sie ohne Gewerbschein ihr Wesen treiben. — Wie König Philipp von Mazedonien Sklaven hielt, welche ihm in Augenblicken, in denen er sich zu sehr Herr fühlte, zurufen mußten: „Du bist ein Mensch!" so muß der Deutsche in jedem Augenblicke, in welchem er sich als Mensch fühlen könnte, einen Herrn haben, der ihm zuruft: „Du bist ein Deutscher!"

Ich habe daher zu diesem Behufe ein neues Ehegesetz oder, was dasselbe sagen will, eine neue Verordnung über Ehescheidung entworfen, die nur in's Leben zu treten braucht, um jenen gefährlich poetischen Moment vor dem Traualtare in eisiger Criminalprosa abzukühlen, um die kühne Sprache des exaltirten Selbstbewußtseins in das kleinlaute Stammeln eines schuldigen Verbrechers zu übersetzen. — Zweiunddreißig centnerschwere Paragraphen, die sich an das fast „ätherische Ja!" hängen, Paragraphen mit fiskalischen Untersuchungen, Consistorien, Sühnefoltern, mit einem offiziellen Vertheidiger der Ehe, als advocatus Diaboli, mit Gefängniß-, Zuchthaus- und Festungsstrafen, meine Herren! — wenn diese nicht genügen, auf das Brautpaar während des glücklichen Momentes, einen so hochnothpeinlichen Eindruck zu machen, als sollte es ein Weniges von unten auf gerädert werden, dann ist überhaupt mit den Deutschen nichts mehr anzufangen! —

Die Rosengewinde, mit welchen die Poesie bisher die Gatten umschlungen haben wollte, werden als viel zu leicht und unchristlich in die Balletgarderobe des Hoftheaters verwiesen. Macht der Schmied von Gretna Green seinen Ambos zu einem Altare, vor welchem die flüchtige Liebe die ersehnte Weihe erhält, so wollen wir umgekehrt den Altar zu einem Ambos umschaffen, auf welchem die schweren Ketten geschmiedet werden, mit

denen wir auf Lebenszeit die Eheleute an einander fesseln. — Die Ehe hat von jetzt ab einen character indelebilis; wer in diesen heiligen Stand tritt, wird, wie ein Galeerensklave mit dem T. F. gebrandmarkt, welches auf französisch Travaux forcés, auf deutsch: „Teutsche Frömmigkeit" oder „Teutsche Freiheit" bedeutet. — Was kümmert uns der Jammer zweier Menschen, welche ein blindes Geschick, die arglose Poesie der ersten Liebe zusammengeführt, und die zu spät einsehen, daß sie den Irrthum eines flüchtigen Rausches für ihr ganzes Leben zu beweinen haben? — Was kümmern uns die in unglücklichen Ehen an ihrem nagenden Kummer oder an ihrer Verzweiflung brechenden Herzen? — Wir zählen die Menschen in unserm civilisirten Staate nicht nach Herzen, sondern, wie die Russen, nach Seelen, für deren christliches Heil wir zu sorgen haben. — „Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden!" Und wenn Gott einen Generalsuperintendenten mit Fanny Elsler zusammenfügen sollte, und nach den ersten Flitterwochen Fanny von ihrem Gatten verlangte, die Theologie aufzugeben und die Chachuca auf der Bühne mit ihr zu tanzen, oder der Superintendent von Fanny, daß sie fromm werde und seine Früh- und Nachmittagspredigten regelmäßig besuche, und aus diesem Verhältnisse ein heilloser häuslicher Zwist entstehen sollte, der durch nichts zu versöhnen wäre, als durch Lösung der

verhaßten Bande; ja, wenn noch sogar alle Gründe vorgebracht werden, welche ehemals nach den §§. 675, 676, 694, 695, 696, 697, Tit. I., Thl. II. des Allgemeinen Landrechts die Scheidung bewirken konnten; so muß, nach meinem Entwurfe, nichts desto weniger das Paar zusammengekettet auf der Galeerenbank der Ehe so lange aushalten, bis mit dem Tode eines Mitgefangenen die Kette des andern sich löst! — Nur Vulkan hat nach §. 10 des Entwurfs Ansprüche, von seiner Gattin rechtskräftig geschieden zu werden, wenn er den an ein Oberlandesgericht oder Kammergericht einzusendenden Acten das Netz beilegt, mit welchem er seine Gemahlin und den Kriegsgott zu gleicher Zeit eingefangen; und sowohl Frau Venus als Herr Gott Mars haben, nach §. 12 sechsmonatliche bis einjährige Gefängniß-, Zuchthaus- oder Festungsstrafe" zu gewärtigen. —

Durch ein solches strenges Ehegesetz wird nicht nur der erwähnte Uebermuth des Deutschen im „Ja!"-Sagen sehr herabgestimmt werden, wir machen überhaupt die Ehe dadurch zu einer Erziehungs- und Zuchtanstalt loyaler Unterthanen. Denn steht der Mann unter dem Pantoffel seiner Frau, so wird er schon mit zahmer Demuth den allergnädigsten Zuchtpantoffel seiner von Gott eingesetzten Regierung zu küssen sich bequemen; ist der Mann der Despot seines Weibes, so weiß er den

Werth der Despotie zu schätzen, und er wird daher der unbeschränkten Despotie der Administration um so bereitwilliger gehorchen, als es ihm daran liegen muß, das Princip der Herrschaft für sein Haus aufrecht zu erhalten. Die Ehe, wie die Regierung, darf auf keinem Russeau'schen Contrât social beruhen, den einer der Contrahenten ad libitum wieder aufheben kann, wenn ihm, wie der gottlose Börne einmal gesagt hat, die Nase des Andern nicht mehr gefällt.

Doch, meine Herren! alle diese tiefen Staatsgründe meines Entwurfs sind lediglich für das ehrenwerthe, hier versammelte Collegium bestimmt, keineswegs für den steuerpflichtigen Verstand des Unterthanen, dem solches Wissen überhaupt schädlich ist. Wenn wir uns indeß herablassen, dem hier im Geheimen berathenen und, wie ich mich im Voraus überzeugt halte, von Ihnen einstimmig genehmigten Gesetze später öffentliche Gründe unterzulegen, und zwar wiederum aus Rücksicht auf den leidigen Zeitgeist, der nun einmal nicht zu umgehen ist, so wollen wir uns nur, wie herkömmlich, auf harmlose philosophische oder rein dogmatisch-biblische Gründe stützen, wofür unsere Scribenten Sorge zu tragen haben. Wir wissen ja, daß unser Volk für transcendentale Philosophie oder für die Dogmatik sich stets mit Freuden hat todtschlagen lassen! — Daher wäre es von Nutzen, wenn die „Literarische Zeitung" ausein-

andersetzte, daß die Ehe aus der prästabilirten Harmonie des Familienlebens ihren idealen Ursprung herleite, und daß die Philosophie selbst die blauen Ehemontage mit den dazu gehörigen concreten Knieriemen und Striemen als eine solche prästabilirte Harmonie zu erkennen, und durch **Barbara, Darii-Ferioque** mit der Idee zu versöhnen weiß. — Oder wir lassen unsere Evangelische Kirchenzeitung etwa Folgendes sagen:

„Nach Genesis C. 2 V. 21 wurde dem Manne im Schlafe eine Rippe gestohlen und daraus das Weib gemacht. Die Sehnsucht des Mannes nach dem Weibe, wie überhaupt Alles, was die Profanscribenten Liebe nennen, ist mithin eigentlich weiter nichts, als das dem Manne eingepflanzte Sehnen, sich wieder in den Besitz seiner verlornen Rippe zu setzen. —

Das Weib nun, das dem Manne an dem Altare durch des Priesters Segen angetraut wird, ist, da die Ehen bekanntlich im Himmel geschlossen werden, gerade das aus der gestohlenen Rippe des mit ihr verbundenen Mannes geschaffene, wie jeder fromme gläubige Leser der Kirchenzeitung es handgreiflich finden wird; nur der dumme Aufkläricht kann einen solchen einfachen Satz nicht begreifen. — Der Mann ist mithin durch die Ehe erst vollständig, harmonisch geworden, wie er's vor dem Sündenfalle gewesen. — Ist es nun nicht eine verruchte Sünde, wenn der Mann aus bloß eigennützi-

gen Rücksichten für sein irdisches Behagen, weil es ihm vielleicht unter dem Ehehimmel etwas zu heiß wird, sich diese Rippe wieder ausreißen und mithin sich selbst verstümmeln wollte? — Freilich heißt es in der Schrift: „Aergert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus!" und „ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab!", aber nirgends steht geschrieben: „Aergert dich deine Rippe, so reiße sie aus und wirf sie weg!" — Ja wohl, reiß' es aus das Auge, mit welchem du die gottlosen, verruchten Schriften eines Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer und Consorten gelesen, hau' sie ab, die Hand, die in Versuchung kommen könnte, für die deutschen Jahrbücher oder für die Königsberger (nicht Schubertsche) und Rheinische Zeitungen Artikel zu schreiben, welche ein Gräuel sind dem HErrn — Hengstenberg! Aber deine Rippen sind dir zugezählt, wie die Haare auf deinem Haupte, und dereinst wirst du strenge Rechenschaft ablegen müssen, wo du sie gelassen!"

Sollte nun Jemand fragen wollen, wie denn der gekrönte Sänger des hohen Liedes zu den Tausend und sovielen Rippen gekommen, von denen die heilige Schrift erzählt, so ertheilt das Redactions-Bureau der Evangelischen Kirchenzeitung oder auch das Berichtigungs-Bureau über dies Verhältniß genügende Auskunft! —

Auf diese und ähnliche Weise könnte unser Gesetzesentwurf durch Philosophie und heilige Schrift für das

Volk begründet werden. Einwendungen aus der Bibel selbst oder aus Luthers Schriften, in welchen sogar der Scheidung das Wort gesprochen wird, sollen als böswillige Aeußerungen der schlechten Presse angesehen und bestraft werden. — Indessen kann ich's Ihnen bei dieser Gelegenheit nicht verhehlen, m. H., daß sowohl in der heiligen Schrift, als in Luthers Werken Dinge vorkommen, welche geradezu gegen §. 92 des Kriminalrechts verstoßen. — Die Rede Samuels gegen das Königthum, welche nicht „hinter der officiell gezogenen Demarkationslinie" der Bibel, „dem Tummelplatze der irrenden und fahrenden Parteimänner", sich befindet, sondern „auf dem ersten Platze, unter der Aegide göttlicher Embleme," diese Rede ist nicht nur weder „anständig" noch „wohlmeinend", wie solches von der Presse verlangt wird; ja sie übertrifft sogar an Frechheit Alles, was die schlechte Presse bisher zu Tage gefördert, und gewiß wäre der Verfasser derselben auch von der zweiten Instanz des Kammergerichts zu zehnjähriger Festungsstrafe und dem Verluste der israelitischen Nationalkokarde ohne Gnade verurtheilt worden. Auf die vielen andern hochverrätherischen Stellen, welche in der heiligen Schrift und deren alten Auslegern noch vorkommen, brauche ich die hochgelehrten Herren wohl nicht besonders aufmerksam zu machen. — Was hilft es uns nun, daß wir die im Verlage des literarischen Comptoirs zu Zürich

und Winterthur erscheinenden Bibeln bei uns als Schweizer-Preßproduct streng verbieten, da außerdem, daß die Bibel unglücklicher Weise die Wohlthat des Gesetzes über Schriften von 20 Bogen genießt, die englischen Missionsgesellschaften diese höchst gefährliche Schrift sogar unentgeldlich in Preußen verbreiten? —

Ich werde daher die Ehre haben, Ihnen in unserer nächsten Session einen Gesetzentwurf über Nachcensur der heiligen Schrift und der Kirchenväter vorzulegen.

Um Ihnen schließlich, meine Herren, noch darzulegen, auf welche interessante und poetische Rechtsfälle mein Entwurf eines neuen Ehegesetzes seine Anwendung finden kann, theile ich Ihnen einen kurzen Auszug aus der Ehescheidungssache des Dogen von Venedig contra adriatisches Meer hier mit, welche für einen poetisch gestimmten Rechtscandidaten, der sich zum dritten Examen meldet, einen trefflichen Gegenstand zu einer juristisch-romantischen Proberelation abgibt.

Der greise Doge von Venedig vermählte sich, unter Beobachtung aller vorgeschriebenen Formen und Feierlichkeiten, mit dem ewig jugendlichen und begehrlichen adriatischen Meere.

Wohl hatten vorher gute Freunde den Dogen, so zart es sich thun ließ, auf das Mißverhältniß einer solchen Verbindung aufmerksam gemacht, aber der Doge bewies ihnen aus der Geschichte, daß sein Vorgänger,

Marino Faliero, in höherm Alter noch sich mit der jugendlich anmuthigen Angiolina vermählt, und daß, wenn die Ehe nicht glücklich gewesen, solches wahrlich nicht an dessen treuer, zärtlicher Gattin, vielmehr an den Neidern seines Ehehimmels gelegen habe. Kurz die Verbindung des Dogen fand Statt nach dreimaligem Aufgebote und nachdem die Gemeinschaft der Güter und des Erwerbes ausgeschlossen waren. — Die Flitterwochen vergingen, wie alle Flitterwochen, mag das Paar auch noch so sehr an der Verschiedenheit des Alters laboriren. Das adriatische Meer lächelte so freundlich, wie der Himmel, der blau und golden darüber ausgespannt lag; es athmete nur Wonne und Lust. Täglich setzte es dem geliebten Dogen seine besten Leckerbissen vor; die schönsten Seefische, Hummer, die appetitlichsten frischen Austern, überhaupt was die reiche Speisekammer des Meeres nur Pikantes und Schmackhaftes enthielt. Es kleidete sich in die schönsten Farben, bloß dem geliebten Gatten zu Gefallen. Es plätscherte, spielte und murmelte so lieblich und neckisch, daß der alte Doge an diesem holden Uebermuthe sich fast verjüngte. — Aber wer kann für die unergründlichen Launen so wandelbarer Elemente, wie Meere und Weiberherzen, bürgen? — Eines Tages war das adriatische Meer plötzlich in eine Furie umgewandelt. Es schäumte, wüthete und schlug um sich, daß es ein Graußen war; es zerbrach Alles, was ihm unter die

Hände kam. — Vergebens suchte der gute Doge es mit freundlichen Worten zu beruhigen; vergebens bot er alle seine häusliche Autorität auf, um seine Gattin zum Gehorsam zu zwingen. Das Meer tobte und raste nur um so ärger und zerschlug in seiner Wuth den prächtigen Bucentoro, den Altar, an dem es seinem Gatten angetraut worden, in tausend Stücke. — Die Sache wurde zum Skandal vor ganz Venedig, denn die häuslichen Eheleiden des armen Dogen konnten Keinem verborgen bleiben. — Vergebens zerbrach man sich den Kopf über den Grund dieser plötzlichen Wuthanwandlung; nur einige gut unterrichtete Venetianer wollten behaupten, daß das Meer zuerst so aufgebracht wurde, als es unsern Berliner Landsmann Nicolai auf seiner famösen italienischen Reise zum ersten Male zu Gesichte bekam. Dem sei nun, wie ihm wolle, die schlimme Aequinoctialzeit der Ehe ist für unsern Dogen eingetreten, das Meer ist durch Nichts zu beschwichtigen, und der verzweifelnde Gatte wendet sich daher an ein Hochlöbliches Königliches Oberlandes-Gericht, mit dem Gesuche um rechtskräftige Scheidung von seiner Frau. — Fast alle Paragraphen meines Gesetzentwurfes erhalten in dieser Angelegenheit eine höchst interessante Anwendung. — Was den §. 6 betrifft, nach welchem „die Ehegatten alle Instructionstermine in Person abzuwarten haben,“ so dürfte hier allerdings mit Rücksicht darauf, daß es

dem adriatischen Meere schwerlich zugemuthet werden kann, nach Berlin zu kommen, außerdem noch, daß der Doge zu den allerhöchsten Personen gehört, die immer eine Ausnahme von dem Gesetze bilden, der Prozeß durch bevollmächtigte Mandatarien instruirt werden. Vor allen Dingen aber ist ein vollständiges Consistorium nach Venedig zu schicken, um den Sühneversuch vorzunehmen; gelingt dieser nicht, so ist nach §. 16 auf zweijährige Trennung von Tisch und Bett zu erkennen. Da nach §. 9 des Entwurfes der §. 703, Tit. I., Thl. II. des allgemeinen Landrechts, welches Unverträglichkeit und Zanksucht zu einem Scheidungsgrunde macht, aufgehoben ist, so ist auf Ehescheidung nicht anders zu erkennen, als bis der Doge durch Zeugen nachweist, wie das Meer mit den gottlosen Tritonen sich so weit eingelassen, daß die §§. 10 und 12 des Entwurfs ihre volle Anwendung finden.

Dieser Ihnen hier im Auszuge mitgetheilte Rechtsfall ist gewiß eben so interessant, als irgend ein procés monstre, mit welchen sich die Franzosen so viel wissen; und wenn mein Ehescheidungsentwurf erst in Kraft getreten, werden wir den Franzosen für eine Lafarge immer zehn aufzuweisen haben, auch ohne Oeffentlichkeit und Mündlichkeit vor Jury und Assisen.

Ich mache Sie jetzt nur noch auf das Gelübde des strengsten Amtsgeheimnisses aufmerksam, damit mein

*

Entwurf über Ehescheidung nicht vor der Zeit in der Rheinischen Zeitung mitgetheilt werde, und ich muß daher die Ehre, die Sie mir wahrscheinlich zugedacht haben, nämlich den Druck meiner gegenwärtigen Rede allgemein zu votiren, mit ergebenstem Danke ablehnen!" —

Also sprach das Mitglied der Gesetzcommission an einem heißen Julitage des Jahres 1842, als die Droschkenpferde siestamüde waren und die Gardeoffiziere schweigend viel Kranzler'sches Eis aßen und die Berliner Weltgeschichte sich aus purer langen Weile von einem Hofrathe die Cour machen ließ. —

Hier hört die Novelle auf; aber sie ist noch nicht zu Ende. Ihr Schicksal liegt in den Händen einer Majestät, welche ihre Krone von Gott hat, welcher noch keine Macht der Erde ungestraft trotzen durfte, der Majestät der öffentlichen Meinung, der Majestät des Volkes!!

II.

Zur neuesten

Geschichte der Caricatur.

II.

Zur neuesten

Geschichte der Caricatur.

Die Völker haben einen Januskopf, wie ihre Geschichte, nur daß sie, statt in Vergangenheit und Zukunft, mit beiden Gesichtern zugleich in ihre Gegenwart hineinschauen. Auf dem einen Antlitze zieht das tragische Fatum der Nationen seine Schmerzensfurchen, glüht die Röthe der Schaam und des Unwillens, und fibert die Begeisterung mit ihrem Drange nach Thaten der Freiheit; während das andere Gesicht, wie ein vollblütiger Fallstaffskopf, lustig die Welt an- und auslacht. — Jedes Passionsbild in der Geschichte der Völker hat eine leichtsinnige und ironische Kehrseite, wofür zum Theil die Natur durch ihre naive Unbekümmertheit über den Schicksalsgang der Menschen sorgt; zum Theil parodiren die Völker selbst ihre Leiden, da ohnmächtiges Dulden oder Verzweifeln sie zu den Hofnarren ihres eigenen souveränen Jammers macht.

Die Natur spottet aller Phrasen, durch welche der kleine Mensch mit seiner Gigantensprache sie zur Theilnahme an den Leiden, Kämpfen und Triumphzügen der

Weltgeschichte zwingen will; sie gibt sich mit gutmüthiger Ironie den glühenden Umarmungen des Dichters hin, wie dem prosaischen Bedarf des Alltages; und so parodirt sie durch ihren erhabenen Gleichmuth alle Leiden und Leidenschaften unseres kurzen Erdenwallens. — Auf eine blutige Bartholomäusnacht blinken dieselben silbernen Sterne hernieder, die an dem Liebeshimmel Petrarchs glänzen, und an derselben Sonne, welche mit freundlichem Morgengruße die schlaftrunkenen Blumen wach küßt und welche in den Siegesdithyramben von Austerlitz und Marengo gefeiert wird, kann der erste, beste Philister sich gemüthlich die Pfeife anzünden. — Schneidender drückt sich Prinz Hamlet in seinem fingirten Wahnsinn gegen Polonius über diese ironische Seite der Natur aus:

„Wenn die Sonne Maden in einem todten Hunde ausbrütet; eine Gottheit, die Aas küßt" —

Und der Mensch? — Er lacht, wenn er nicht gerade weinen muß. In dem wahren Traume des leichtsinnigen Humors sucht er seine Schmerzen wie seine Furcht vergessen zu können und jedem Laokoonskopfe die klingende Schellenkappe aufzusetzen.

Oder ist jene bunte, malerische Gruppe nicht recht leichtsinnig, die sich in einem florentinischen Garten unter dem Gekicher muthwilliger Amoretter schalkhafte Liebesnovellen erzählt, während die Pest rings um sie her

das blühende Leben ganzer Geschlechter mit ihrem Gifthauche versengt und vielleicht in diesem Momente mit ihrem Todeskusse die frischen, lachenden Lippen berührt? — Ist es nicht Humor, wenn das Volk auf den Plätzen, wo die Bastillen der Despotie gestanden, Schilder errichtet, mit der Aufschrift: „hier wird getanzt!? Ist es nicht ein naiver Muthwille von den Deutschen, daß sie sich noch lustig machen können über ihren 13ten Artikel der Bundesacte, deren „der Tröstung der Völker gewidmete", nicht volle zwei Zeilen mit dem Blute von Hunderttausenden ihrer edelsten Mitbürger, ihrer Väter, Söhne und Freunde geschrieben wurden, während gegenwärtig schon mehr als dreimal so viel Jahre, als jenes Fürstengelöbniß Worte enthält, fruchtlos für Deutschland dahingegangen, und der 13te Artikel in Frankfurt am Main als Curiosum neben der goldnen Bulle deponirt liegt.

Fast scheint das Lachen ein Bedürfniß der Weltgeschichte zu sein, und es ist höchst parteiisch von den Chronikenschreibern und Historikern, daß sie uns bisher nur die Thränen der Völker verzeichnet haben, was sehr melancholisch ist; sie sollten uns einmal eine Weltgeschichte zum Lachen schreiben.

Die Despotie hat mit feinem physiologischen Tacte schon längst diesen Lachreiz der Völker herausgewittert und ihn sehr praktisch gefunden. Vor dem Ernste der

Nationen wurden die Tyrannen immer blaß, und selbst weinen mochten sie diese nicht gerne sehen, weil auch Despoten ein weiches Herz haben und es wohl wissen, daß die Thränen der Geknechteten auf fruchtbaren Boden fallen, und daß früher oder später die gerüstete Kadmussaat daraus hervorwächst. Aber wenn die Nation lachte, dann lachten ihre Dränger recht herzlich mit, ja, sie gaben sich selbst gern zum Lachstoff her; und sogar ein Nero hätte unter Umständen mit Hofmarschall Kalb vergnügt ausrufen können: „Gottlob! mein Volk wird witzig!"

Die Fürsten thaten es bei ihren Völkern jenem Meister nach, der mit einem einzigen Pinselzuge einen Jean qui pleure in einen Jean qui rit verwandelte. — Darum ließen die schlauen Päpste in dem geknechteten Rom den Pasquino und Marforio gern stehn, und ihre Römer waren ihnen um so sicherer, wenn die kecken Dialoge belacht wurden, welche der Volkswitz während der Nacht den beiden Bildsäulen in den Mund gelegt.

Wir wollen von diesem allem durchaus keine erklärende Nutzanwendung auf unsere eigene Caricaturenfreiheit und deren sobald eingetretenes, leidiges Ende machen; umgekehrt, wir wollen uns vielmehr noch darüber wundern, wie ein christlich zerknirschter, fromm evangelischer — Staat darauf gekommen, die leichtfertige Caricatur zu entfesseln, während er dem heiligen Ernste

des Gedankens das Wort entzogen; — warum man den freien Gottesgeist an's Kreuz geschlagen, während bocksfüßige Satyren und grinsende Waldgötter ihr keckes Spiel unter den Augen der Polizei treiben durften; — warum man das nationale Lachen erlaubte, ja beförderte, während man doch das nationale Weinen, mit Ausnahme von loyalen und bußfertigen Zerknirschungsthränen, streng verpönt.

Die Zukunft wird dereinst für uns oder doch für unsere Enkel den Schleier von diesem wunderbaren Staatsgeheimniß ziehen, und von noch vielen anderen unerklärlichen Erscheinungen auf dem Gebiete unsres höhern Staatslebens, als da sind z. B. die neue Uniformirung der Garde du Corps mit Suprawesten, eisernen Helmen und Stulphandschuhen, die Stiftung des Bisthums Jerusalem und der allgemeinen Königsberger Zeitung, der Pour-le-merite-Ritterschlag für unterleibskranke Gelehrte, die sich im Tournier schlecht ausnehmen würden, und dergl. m. Gegenwärtig können wir aus dem Meere vager Vermuthungen nur diese Gründlinge der Wahrscheinlichkeit herausfischen.

Möglich, daß Herr Hengstenberg in einem secretirten theologischen Gutachten dargethan, es sei besser, das Volk l a c h e n als d e n k e n zu lassen. Denn nach vielen Bibelstellen, die Jeder in seiner Concordanz nachschlagen möge, lacht Gott selbst in seinem Himmel —

die Mitarbeiter an der Evangelischen Kirchenzeitung werden wohl am besten wissen — worüber; außerdem kommen in der heiligen Schrift schon Caricaturen im modernsten Style vor; wie der grasfressende König Nebukadnezar, die sympathetische Cur der kranken Philister durch plastische Goldarbeiten — wahrscheinlich eine Anspielung auf alttestamentarische Börsenverhältnisse — und die trefflich gezeichneten Baalspfaffen.

Möglich, daß Herr von Schelling gesagt hat, die Harmonie der Sphären sei nichts andres als das Kichern der Welten über ihr eignes Dasein, und die Welt sei überhaupt nur eine Parodie des ewigen Geistes, der sich selbst zur Materie carikirt hat. Da nun Preußen, wie bekannt, der Mikrokosmus unter den Staaten ist, so ergibt sich die Nutzanwendung dieser Bemerkung von selbst. — Möglich auch, daß ein geheimer Polizeirath sich als künftigen Fouché Preußens poussiren wollte, indem er vorschlug, die Caricatur frei zu geben, und dadurch recht pfiffig das Volk zu veranlassen, in den neuen Künstlern und Kunstfreunden seine wahre Stimmung den Behörden zu denunciren, und zwar auf offnem Markte, vor den Kunstläden, wo die Beschauer gleich in Masse zu beobachten und zu notiren sind, was bei typographischen Erzeugnissen nicht so leicht möglich ist. Man würde überdies aus den Zerrbildern, welche die entferntern Provinzen liefern, sicherlich mehr über

den dort herrschenden Geist erfahren, als von jenen geschäftigen Spürern und geheimen Berichterstattern, welche gewöhnlich, durch ihre eigne Bornirtheit mystificirt, Dinge erzählen, die an naiver Einfalt den ältesten Dichtungen der Urzeit nicht nachstehn. — Möglich aber auch und wahrscheinlich ist es, daß man den durch harte Preßbeschränkungen schwer gefährdeten Ruhm der freien Intelligenz, welchen Preußen immer für sich vindicirt hatte, wie ehemals die längsten Grenadiere Europa's, durch eine Bilderpreßfreiheit — gewissermaßen durch eine optische Täuschung — auch noch ferner beanspruchen wollte. Kurz, das Unglaubliche geschah! Eine neue Freiheit, welche nicht einmal in der Bundesacte verheißen ist und um welche das Volk niemals allerunterthänigst petitionirt hatte, wurde aus eignem großmüthigem Antriebe dem Moloch Zeitgeist als Opfer in die Arme gelegt.

Die officiellen Jerichoposaunen trommelten diesen Fortschritt nicht bloß durch Preußen, sondern durch sämmtliche Deutschländer gebührend aus, und Präsidenten und Räthe sagten es ungescheut bei großen Diners und Soupers: „Wir sind sehr liberal und schreiten sehr fort!“

Der Hofmaler Krüger malte jetzt, ohne sich erst vom Berliner Censor das Imprimatur zu holen, seine Paraden, Huldigungsbilder, Prinzenjagden u. dergl.,

und sogar Herr Gruppe, der designirte Hofrath einer schönern Zukunft, konnte fast ganz censurfrei seine Kunstrelationen in der Staatszeitung abdrucken lassen.

Aber auch der unter Streckfußischen Garantieen erliegende Volkswitz war gar nicht so blöde in der Benutzung des neu ihm gewährten Spielraums, als man sich's anfangs dachte. Der zur Taubstummheit verurtheilte Gedanke flüchtete sich in die Fingerspitzen: was die Feder nicht schreiben durfte, das zeichnete sie, und was das Volk nicht hören durfte, das sah es. Die Oberrechnungskammer gewahrte zu ihrem Erstaunen, daß redlich besteuerte und controllirte Unterthanen mit einem Male über Nacht zu einem ganz neuen Luxusartikel — zu politischem Kunsthumor — gekommen wären, und mußte sich voller Bestürzung vom Finanzministerium Instructionen darüber erbitten, ob sie diese neu entdeckte Salzquellen als Privateigenthum oder als Regal einzutragen hätten.

Anfangs hatte man in Berlin gar nichts gegen den humoristischen Sommernachtstraum des Volkes, in welchem manchem Staats-Clown plötzlich ein Eselskopf mit Zubehör aufgesetzt wurde; selbst die gelangweilten Kammerjunker hatten ihre Freude an dem muthwilligen Koboldsspuk. — Aber als die bildliche Thiermethamorphose so stereotyp sich gestaltete, daß nicht allein das Volk zuletzt die Fabel für Wahrheit nahm, sondern die cari-

kirten Persönlichkeiten sogar an sich selbst irre wurden; als einmal ein Hochgestellter im Collegium während eines interessanten Vortrages über „Privatflüsse“ (welche jedoch nicht mit Rheumatismen zu verwechseln sind) sich plötzlich an seinen besternten Nachbarn mit Zettels Worte wandte: „Kratz mir den Kopf, Bohnenblüthe!“ — als jedes Schaufenster der Kunst- und Buchhandlungen ein Pasquino wurde, und jeden Morgen ein neues Zerrbild mit dämonischen Armen in die Wirklichkeit hineingriff; als in der That ein eigenthümlich politischer Orbis pictus in Preußen entstand, worin das Volk von Neuem lesen lernte, und sich bald recht gut jene Schafe und Böcke, jene Hengstcentauren, das auf Baumstämmen und grünen Tischen herumhüpfende Eichhörnchen, den gefesselten und befreiten deutschen Michel, den verzweifelnden Böttcher, dem alle Reife während der Arbeit vom gährenden Inhalte springen, u. dgl. m. lebendig veranschaulichen konnte; besonders aber als das Volk nicht mehr darüber lachte, sondern ernst zu werden anfing über die kecken Skizzen der Wahrheit: — da mußte der freundliche Bilderliberalismus von oben her sich selbst wieder widerrufen, wie das auch mit so vielen andern kleinen und großen Zugeständnissen an den Zeitgeist geschehen ist. — In dem Buche der Könige wiederholt sich stets die Geschichte des Edicts von Nantes.

Man hob freilich nicht mit einem Male die gestattete

Bilderfreiheit durch Amtsblätter wieder auf, aber es wurde von Polizeiwegen ein förmlicher Bildersturm organisirt. — Polizeisergenten und Gensdarmen mußten Kunstcollegia hören und den Winkelmann studiren, damit sie das concessionirte Classische und Antike von den kecken Zeichnungen des Volkswitzes unterscheiden und letztere confisciren lernten.

Es konnte nicht fehlen, daß anfangs der Bildersturm zu argen Mißgriffen führte. So geht die Sage, daß in einem Berliner Kunstladen alle Oelgemälde, Kupferstiche und Lithographien, welche Thierstücke vorstellten, gleichviel ob von oder nach alten Niederländern und neuern Meistern, ja sogar ein Exemplar von Pistorius krankem Esel, ohne Gnade von einem pfiffigen Polizisten confiscirt wurden, weil dieser sich's nicht nehmen ließ, daß alle diese Thiere unehrerbietige Anspielungen auf distinguirte Persönlichkeiten wären, und daß er sehr gut wisse, wen jedes Thier insbesondere vorstellen solle. Und noch viele andere wunderbare Mythen erzählt man sich aus Berlin, das so bewandert ist in witzigen Geschichten. —

Eines Tages aber war in der Gesetzsammlung zu lesen, daß die Bilderfreiheit gänzlich aufgehört hätte, weil sich Freiheiten überhaupt für Deutschland nicht schicken.

So ist denn die kurze Lebensskizze der Bilder- und

Caricaturfreiheit selbst eine Caricatur geworden, die eine ernste Moral enthält für die Bureausöldner des Staates und eine tröstliche für das Volk. — Sie zeigt, daß der Status quo an seinem wunden Flecke, der auch die mildeste Form des Freimuthes, nämlich die humoristische, nicht mehr ertragen kann, bald verbluten muß, und der Genius der Völker zugleich die Nemesis ihrer Despoten ist. Sie zeigt, daß der Zeitgeist sich nichts von seinen Forderungen abfeilschen läßt; vielmehr verlangt er, so oft er wiederkehrt, für seine sibyllinischen Bücher einen immer höhern Preis. — Der hereinbrechende Geisteslenz mit seinen Trieben und Sprossen spottet Euer, die Ihr mit erstarrten, kraftlosen Händen den grämlichen Winter festzuhalten suchet. — Ihr legt die Axt an die heilige Eiche von Dodona, damit sie dem Volke nicht ferner ihre Orakel zurausche, und seht! das verkrüppelte Ysop flüstert den Bedrängten die Freudenbotschaft entgegen, und aus dem brennenden Dornbusche wird den Nationen das Evangelium der Freiheit verkündet. — Ihr haut auch diese nieder; allein die Lerche wirbelt aus dem blauen Aether ihre Marseillaisen der aufhorchenden Erde zu. Ihr verjagt auch die Lerchen aus ihrem Himmel durch vielen Kanonen- und Trommellärm, oder schafft sie auf der Eisenbahn unter Polizeibegleitung fort; allein aus Euren eignen Stammbaumswäldern verhöhnt Euch der Kukuck, und sein Ruf zeigt, daß der Status quo

nicht lange mehr zu leben hat. — Macht, was Ihr wollt, Ihr entflieht nicht Eurem eigenen Schatten, und selbst im stummen Fische werdet Ihr mit Entsetzen Euren geopferten Polykratesring wiederfinden. — Ist es nicht thöricht, den ganzen Staat zu einem Dionysesohr zu machen, um die öffentliche Meinung zu behorchen, da Ihr's doch viel bequemer und billiger haben könntet? Gebt die Presse frei, und die öffentliche Meinung wird sich Euch mit offenem Worte selbst denunciren und Ihre Glaubenslehren vor Eurem Richterstuhle und vor Millionen Zeugen laut bekennen. Ihr thut es nicht, weil Ihr der Freiheit nicht in's helle Auge sehen könnt, weil Ihr fürchtet, von ihr gerichtet zu werden, die Ihr richten wollt und — weil Ihr die Wahrheit lieber behorcht als hört!! —

Aber seid doch wenigstens auf der Neige Eures Lebens redlich; seid würdige Greise und nicht kindische; treibt nicht das gefährliche Spiel, jene hofschlaue Koketterie mit dem Zeitgeiste, damit die Nachwelt über Euch nicht lache, statt Euch zu beklagen. — Warum scheut Ihr Euch, Euren Gott zu nennen, den Ihr der Welt durch Amtsblätter aufdringen möchtet, den Gott Eures Erzvaters Wöllner, der ein eifervoller Gott ist und heimsucht die Sünden der Väter bis ins dritte und vierte Geschlecht? — Sprecht es doch offen aus, daß der Geist nichts sei, als der Helot der Bureau-

kratie, der für die etatsmäßige Commißaufklärung das Holz und das Wasser herbeischleppen muß, und daß es ein strafbarer Volksaberglaube sei, diesen Sklaven für einen Heiland zu halten, der das Märtyrthum mit seinen lieben Menschen theilt, um sie dereinst von ihren Drängern zu erlösen? — Seid doch aufrichtig, wie die baierische Walhalla, welche den Luther aus ihrer Unsterblichkeitsressource hinausballotirte wegen seiner religiösen und demagogischen Umtriebe, oder wie die schlesische Adelsreunion, deren Statut ein Muster publicistischer Treuherzigkeit ist, oder wie das Mittelalter mit seiner eisernen Consequenz des Fanatismus!

Allein Ihr habt nicht mehr den Muth Eurer Ueberzeugung! Ihr taumelt, geblendet von der purpurnen Morgenröthe, und könnt nicht mehr den Weg zurückfinden in Eure wohnliche Nacht, und so werdet Ihr in Eurer komisch geberdeten Verzweifelung, in Eurem Schwanken und Neigen bald zur Rechten, bald zur Linken, die Caricaturen des Zeitgeistes, der Euch selbst erfaßt hat, aber nicht um mit Euch über den freien Durchzug durch Euer Land zu unterhandeln, sondern um mit Euch zu spielen! — Mögt Ihr daher immer die Bilderfreiheit wieder aufheben, die Caricatur ist eine Wahrheit geworden in den loyalen Schlummerliedern Eurer Hofräthe und Nachtwächter, in den Evangelischen Staats- und Kirchenzeitungen, so

wie überhaupt in allen Erzeugnissen der „guten Presse,“ welche so scharfsinnig und ritterlich ihren zum Schweigen verurtheilten Gegner zu bekämpfen weiß, ganz nach Art des Sir John Falstaff, der an des edlen Percy's Leiche zum prahlenden Ritter wird. — Wie die olympischen Götter, so liebt sich auch der Zeitgeist auf seinem ernsten Wallgange einen frischen Spaß, aus dem Leben gegriffen; und man muß gestehen, Ihr laßt es ihm nicht daran fehlen. — Ihr selbst dichtet, ohne es zu wollen, die beißenden Epigramme und die stacheligen Xenien auf Euren Status quo, und liefert in den Zerrbildern unserer Zustände Illustrationen dazu, welche die berühmten englischen oder französischen Caricaturzeichner nicht besser geben könnten. — Der Zeitgeist lacht über Euch, wenn Ihr den Völkern ihre Freiheit mit Apothekergewichten zuwägt, oder wenn Ihr, wie Yorik Sterne's Pariser Friseur, Eure feudale Perrücke in den Ocean taucht, um der Welt imponirend zu zeigen, daß auch kein Löckchen aus der Stelle gewichen.

Der hinkende Teufel des Le Sage geht noch immer auf Erden um. Er hat die Dächer Eurer Staatswirthschaftsgebäude abgedeckt, um ungestört in Eure Amtsgeheimnisse hineinzulugen, und zeichnet mit schadenfrohem Griffel seine Memoiren nach dem Leben. Wir theilen hier aus seinem Notizenbuche zwei Kapitel mit; wie wir aber zu diesen gekommen, das weiß eben der Teufel!

Die Münchner in Berlin.

Wenn in Berlin die Noth am größten ist — ist München am nächsten. — Die Berliner Akademie der Künste maßte sich eben an, den Geist auszuhauchen, den sie nie hatte, da erschien noch zur rechten Zeit der Ritter Peter Cornelius aus München, und die Akademie gab durch ihr Organ, den Hofrath Förster, plötzlich wieder einige in Reime gebrachte Lebenszeichen von sich, und soll, wie die Sage lautet, gegenwärtig noch existiren.

Das Hoftheater kränkelte sehr, man wandte sich an Herrn von Küstner in München. Die dem Status quo unentbehrliche Hofphilosophie sollte neu etablirt werden, und man berief den Herrn von Schelling aus München. — Der König von Baiern hat mit anerkennungswerther Uneigennützigkeit diese drei Männer nach Berlin auf einige Jahre geborgt, damit „zum größern Ruhme Gottes" der loyale, katholische Geist von Isar=Athen auf das denkfrivole, protestantische Spree=Athen geimpft werde. Wie Iphigenie im Lande der Scythen, so mögen sich diese drei, an die Siroccoluft des Münchner Katholicismus gewöhnten Männer in Berlin vorkommen, allwo die Orthodoxie, wie die Ananas, in den Treibhäusern der Hofgärten gezogen wird; und wie oft

mögen sie mit jener Priesterin der Diana seufzend ausrufen: „Es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher!“

Die Münchner in Berlin könnten einem Bühnendichter der Zukunft ergiebigen Stoff zu einem welthistorischen Vaudeville liefern, mit rührenden Liedern voll Sehnsucht nach der fernen, lieben Isarstadt, und mit Chören, in welchen der Pater Goßler und seine Clarissennonnen die Brummstimmen singen! —

Um die peinliche, erotische Stellung der genannten drei Männer in Berlin ganz zu begreifen, bedarf es nur einer Charakteristik ihres bisherigen, streng katholischen Wirkens und Wandelns auf dem geweihten Boden der frommen Stadt München.

Cornelius ist ein so streng katholischer Künstler, daß er auch unter Ferdinand und Isabelle zum Hofmaler hätte ernannt werden dürfen. Da ist nichts von dem bloßen Mondschein-Katholicismus, mit weißgekleideten Engeln, welche Glaube, Liebe, Hoffnung vorstellen; kein zierlich sentimentales Geflechte von Lilienstengeln, Dornenkronen und Passionsblumen; keine Kirchgängerinnen mit sittig gesenkten Augen; das katholische Genie des Ritters Cornelius ist ein ganzes Inquisitionstribunal mit Marterinstrumenten und Ketzerautodafés. — Cornelius malt mit der dichterischen Grausamkeit eines Dante jüngste al fresco Gerichte, in denen man die Sünder und Sünderinnen der Aufklärung mitten unter den prasselnden

Flammen des Fegfeuers ihre Arme winselnd emporheben fleht zu den zu spät angerufenen Heiligen; Ketzer mit Lutherphysiognomieen, die, von den raffinirtesten Qualen der Verdammniß gepeinigt, aufschreien zur heiligen Maria, welche im schönsten Ultramarinhimmel und reicher Vergoldung bittet für die armen Sünder hoch oben in der Ludwigskirche zu München. Selbst durch die genialen Göttergeschichten, mit welchen Cornelius den Hesiod am Plafond der Glyptothek illustrirte, weht ein ultramontaner Geist. Der götterfreudige Hellenismus ist von einem gewissen Zuge christlicher Resignation, von katholischer Philosophie der Mythologie durchdrungen. Und wenn von außen das Ave-Mariageläute hineintönt und die duftige Abenddämmerung über den Plafond spielt, da bedünkt es Einen fast, als erhebe sich Zeus vom frohen Göttermahle, um als zürnender Hildebrand von seinem Throne römische Blitze auf die Erde zu schleudern; dann verschwimmt der liebliche Ganymed mit dem Nectar schlürfenden Adler zur Seite in den Evangelisten Johannes, die rosige Aphrodite erscheint als heilige Sünderin Magdalena vor der Buße, und die braunen Bachanten verwandeln sich in taumelnde Capuziner, die sich auf einer Wallfahrt bene gethan; und Apoll wirft seine goldene Leier fort, um an irgend einem Martyrer die Marsyasarbeit vorzunehmen. Aus dem nahen Bachussaale aber hört man ganz

deutlich den von seinem Rausche wieder erwachten barbarinischen Faun lachen über die Münchner Götterwirthschaft.

Wie soll der ultrakatholische Freskomaler Cornelius in Berlin Raum zu Schöpfungen finden? — Das ist eine Frage, die wahrlich leichter aufzuwerfen als zu beantworten ist. Möglich, daß der Meister mit Nutzen in Berlin Ketzerphysiognomien studirt zu einem neuen Münchner Fegefeuer-Carton; nicht unmöglich ist's aber auch, daß er für künftige Heiligenbilder bessere katholische Studienköpfe in Berlin aufzufinden hofft, als in München.

Der Herr von Küstner wurde von München als Hoftheaterintendant in partibus infidelium nach Berlin gesandt, mit der geheimen Mission, wie man sagt, das krittliche Berliner Theaterpublicum auf feinen Umwegen über die Bretter zur Antigone und Racine's Athalie zu bekehren.

Ein Hoftheaterintendant darf sich eigentlich jedesmal nur zu der Religion bekennen, welche das Tagesrepertoir vorschreibt; allein die amtliche Stellung eines Münchner Hoftheaterintendanten ist eine durchaus katholische. Herr von Küstner war, was seine Vorgänger gewesen sind und was seine Nachfolger sein werden: unter königl. baier'schen Auspicien Papst des Münchner Hoftheaters. Er hatte nicht bloß das Investitur-

recht für die Balletänzerinnen; er führte nicht bloß die Petrusschlüssel zu binden und zu lösen die Contracte der Schauspieler und Sänger, je nachdem es ihm der heilige Geist der Wittelsbacher Majestät gebot; er gab nicht bloß aus seiner Theatergarderobe die Costüme für die Statisten bei der Frohnleichnamsprocession her, um die Bestrebungen der Ultramontanen durch Garderoben zu unterstützen, er war dort auch — und das ist die Hauptsache — dogmatisch infallibel! — Wehe, dreimal wehe! dem Münchner Theaterrecensenten, der es wagt, das dortige Hoftheater und was dazu gehört, nicht zu loben, sondern zu tadeln! Er mag sich glücklich schätzen, wenn er noch mit einer Abbitte vor dem Bilde des Intendanten davon kommt, und wenn er, als deutscher Ausländer, per Schub über die Gränze anstatt in die Frohnveste gebracht wird. — Ein Münchner Hoftheaterzettel ist unantastbarer, als die baierische Charte! — — Und welche Zukunft erwartet den ehemaligen Münchner Hoftheaterpapst in dem ketzerischen Berlin, vor dessen kritischem Kunstprotestantismus sich nicht einmal der unschuldige Kölnerdom ausbauen lassen kann? — Welches Dogma hält ein Berliner Recensent heilig, wenn nicht etwa die Lehre vom Freibillet? — Was soll Herr von Küstner mit einem Parterre anfangen, an dessen Theatermuthe die Macht der allmächtigen Polizei scheiterte und das selbst Racine's Athalie auszu-

pfeifen wagt, trotz der frommen, imposanten Hofclaque des ersten Ranges? Das einzige Mittel, durch welches Herr von Küstner auch in Berlin sich mit der Zeit einen dogmatisch unantastbaren Charakter erwerben könnte, wäre, daß er das Ballet und die große Oper unter den Schutz der Evangelischen Kirchenzeitung stellte!

Die schwierigste Aufgabe ist indeß dem Herrn von Schelling zugedacht.

In unserm intelligenten Staate bedient man sich nämlich nicht bloß der gewöhnlichen dämpfenden Polizeimittel, um Aufwallungen im Blute des Volkes zu beschwichtigen, als da sind: Gensdarmen, Hausvogteien, Bücherconfiscationen, Zeitungsverbote, Censur, Daumenschrauben, literarische Zeitungen u. dgl. m., sondern auch der vom *Status quo* besoldeten Philosophie, deren Aufgabe es ist, sowohl jedem wichtigern Gesetze, als auch jeder Polizeiverfügung eine metaphysische Unterlage zu geben und auf ein philosophisches Princip zurückzuführen, durch welchen Proceß unsere sogenannten garantirten Zustände entstehen. — Diese vom Staate patentirte Philosophie wird als Rattengift gegen demagogische Umtriebe benutzt, und die concessionirten, literarischen Kammerjäger treiben damit ihren Kleinhandel. — Lange streute man die Hegel'sche Philosophie als solches Rattengift aus in den Hörsälen und sogar in den Consistorien. — Man machte

Einreibungen von Hegel'scher Philosophie in die Ueberzüge der Staatsrathssessel, in die Talare der Generalsuperintendenten, in sämmtliche Armeeuniformen, in die 24 Bücher von Kamptz und in die 365 Nachtmützen des deutschen Michels, um diese ehrwürdigen Erbstücke vor dem Rattenzahne der Zeit zu schützen; und noch vor Kurzem sogar hat die Staatszeitung den Anachronismus begangen, den bekannten Entwurf einer neuen Ehescheidungsordonnanz mit etwas Hegel zu versetzen.

Allein eines Tages entdeckte man, daß die Hegel'sche Philosophie nicht Gift, sondern reiner Zucker für den um sich greifenden Freiheitssinn wäre. Das Pentagramm, mit welchem man den gefürchteten Geist von der Schwelle abhalten wollte, war schon längst zernagt, und nicht bloß von Katheder und Kanzel predigte der neue Geist, sondern selbst im Staatsrathe hörte man mit Grausen sein mephistophelisches Lachen. Der Status quo hatte die Schlange an seinem Busen genährt, welche das grau theoretische Deutschland heimlich die verführerische Frucht vom Baume der Erkenntniß kosten ließ. — Man entdeckte mit Entsetzen, daß die Hegel'sche Philosophie ein vollständiger Revolutionsconvent sei, mit Sumpf, Thal und Berg, und daß selbst in Berlin die terroristischen Denkguillotinen unausgesetzt in Bewegung waren, um die Maximen des absoluten Stillstandes zu köpfen. Es ist unglaublich, wie viele obscure

Dogmen in kurzer Zeit von den drei Hegel'schen Schrekkensmännern Strauß, Feuerbach und Bruno Bauer hingerichtet, und wie viele ultraservile, politische Lehren durch den kecken Ruge, der mit seinem literarischen Fallbeile von Halle nach Leipzig wanderte, in Anklagestand versetzt und verurtheilt worden sind. — Die bestürzten Männer des Stillstandes wollten sich aus Verzweiflung das Haar ausraufen und machten noch bestürzter die Entdeckung, daß sie dies mit dem Kopfe schon längst verloren hätten. — Die Berliner Frommen flüchteten sich, im panischen Schrecken über diese geistigen Septembriseurs, in die evangelische Kirchenzeitung, in welcher sie auch das letzte noch nicht mit Brettern vernagelte Fenster verbarrikadirten, oder in den Verein zum historischen Christus. — Sich von hier aus mit denselben Waffen zu vertheidigen, mit denen sie angegriffen wurden, nämlich mit geistigen, dazu hatte sie nicht den Muth und nicht das Vertrauen zu sich selbst. Sie zogen es vor, die Verdammungsbulle: »In cœna Domini«, gegen die Ketzer zu verlesen und die Gensdarmen über sie zu schicken. Wir kennen das Schicksal der genannten Männer und ihrer Lehren. —

Aber es fehlte in Berlin jetzt der Weltweise, den der Stabilismus dringender als je brauchte, zur Verstärkung seines geistigen Gensdarmeriecorps. An Candidaten war kein Mangel; sogar der Sänger einer

„Friedensstimme aus Ostpreußen" und das „Etwas von hohlem Liberalismus" sollen auf den erledigten Lehrstuhl Hegels Anspruch gemacht haben. — Allein mit solchen anonymen Philosophen war dem bedrängten Status quo nicht gedient; — man brauchte einen Namen, der Schrecken einflößte, einen philosophischen Alba, der in Berlin einrücken sollte mit spanischen Gesetzen.

Die Wahl fiel auf Herrn von Schelling, welcher leibte, lebte und lehrte in der frommen Stadt München, allwo die griechischen Götter mit tonsurirten Mönchen Arm in Arm die Straßen durchwandern, Bier trinken und die erhabenen königlichen Participialarchitekturen bewundern.

Am 15. November des Jahres 1841 nach Christi Geburt las Schelling seine erste philosophische Messe in Berlin im dichtgedrängten Auditorium Nr. 6 vor Katechumenen aller drei Grade, der bloß Hörenden (auditores), der Kniebeugenden (genuflectentes) und der Erleuchteten (electi). Indeß verloren sich die Auditores, von denen die meisten Hegel'sche Heiden waren, sehr bald, und Herr von Schelling verkündete seine Offenbarung nur noch den gläubigen Jüngern, welche vor ihm auf den „Knieen ihres Herzens" lagen, wie jener Irländer sich ausdrückte, und ihres Kopfes, wie wir hinzusetzen wollen, und welche erleuchtet waren von dem

neuentdeckten latenten Lichte, das auch unterm Scheffel wirken soll.

Wenn wir Schellings Vorlesungen über die Philosophie der Offenbarung eine Messe genannt haben, so sprechen wir keineswegs im Sinne der Münchener historisch-politischen Blätter, welche mit dem Schelling-schen Katholicismus schwerlich zufrieden sein können, sondern in Bezug auf den eigenthümlich katholischen, sowohl innerlichen als äußerlichen Cultus, welchen Schelling in die von ihm gestiftete und getragene philosophische Kirche eingeführt. — Wer in diese unsichtbare Kirche aufgenommen sein will, muß an der Schwelle erst die „spanischen Schnürstiefel der Logik" ausziehen, um als philosophischer Barfüßer eintreten zu können. Er muß den bösen Löwen des Denkens in sich unterdrücken, durch hingebenden Glauben an die Wundermystik der Offenbarungsphilosophie. Er muß an die Jacobsleiter glauben, welche vom Schelling'schen Katheder zum Himmel reicht, und auf welcher die Schelling-schen geflügelten Einbildungskräfte auf- und niedersteigen und sich die goldenen Eimer reichen; er muß glauben, daß Chronos seine guten dogmatischen Gründe aus der Philosophie der Mythologie hatte, um an seinem Erzeuger Uranos dieselbe Handlung vorzunehmen, welche Origines später an sich selbst verübte; er muß an die metaphysische Windrose glauben, nach welcher Schelling

auf seinen abenteuerlichen philosophischen Entdeckungsreisen die nordwestliche Durchfahrt zum absoluten Gott finden wird; kurz, er muß fast eben so viel unbedingt glauben, als gegenwärtig ein Schulamtscandidat im Examen oder ein ordentlicher Professor der Theologie, welcher auf Zulage Anspruch machen will.

Auch der äußerliche Ritus des Schelling'schen Collegiums hat etwas Feierliches, kirchlich Mystisches. Zuerst verpflichtet Schelling seine Zuhörer, nichts nachzuschreiben und auch gegen Niemanden etwas auszuplaudern von Allem, was sie sehen und hören werden. Schon diese Mahnung erregt eine schauerliche Stimmung, wie vor einer Geisterbeschwörung, und läßt wunderbare Mysterien erwarten.

„Nun sitzen sie, mit hohen Augenbraunen,
Gelassen da und möchten gern erstaunen."

Jetzt zieht der Meister das verhängnißvolle Heft aus der Tasche, nimmt bedächtig eine Prise und liest mit der kalten Sicherheit eines katholischen Geistlichen, der das, was er zu sagen hat, schon auswendig kennt, seine philosophische Messe. Die Ministrantendienste verrichtet Schelling selbst. Er schwingt mit eigenen Händen das Weihrauchfaß, daß die blauen Gedankennebel in dicken Gewölken die Köpfe der andächtigen Laien umlagern; er knieet rechts, er knieet links vor seinen Hochaltar der absoluten Identität. Jetzt klingeln seine Worte plötzlich

wie gellende Meßglöckchen; die Stille wird stiller; Schelling erhebt sich auf die Fußspitzen und hält über die gesenkten Köpfe der andächtigen Versammlung die sich in Gott wandelnde Potenz hoch empor. Dann heißt es: Ite, missa est ecclesia! und die Berliner Alt= und Jung=Schellingianer ziehen, von so viel Mystik berauscht und dumm, in die diversen Conditoreien, um sich dort an der Staatszeitung wieder nüchtern und klug zu lesen.

Neben seinem priesterlichen Charakter bekleidet Schelling noch einen diplomatischen Posten in der Philosophie, wie ein päpstlicher Nuntius, der beide Chargen in sich vereinigt. — Schelling ist als außerordentlicher Botschafter Gottes auf Erden angestellt, und man muß gestehen, daß er, wie ein wahrer Talleyrand, die Interessen seines Hofes mit der schlauesten philosophischen Staatsklugheit bewacht. Wie vorsichtig ist er nicht, selbst in den vertrauten Mittheilungen an seine philosophischen Freunde über das wahre Verhältniß des Himmels zu den Cabinetten von Berlin und München! Wenn er, was ihm von Unerfahrenen so oft zum Vorwurf gemacht, die letzte Lösung seines philosophischen Systems uns schuldig geblieben, so geschah dieses bloß, weil er noch auf eine Note vom lieben Gott wartet. — Sicherlich hat kein Weltweiser wohl je das Amtsgeheimniß der Philosophie so gewissenhaft bewahrt, als

Herr von Schelling; sogar seinem Attaché hat er keinen Blick in die secretirten Noten seines Portfolio's gestattet. Schelling hat daher keinen verrätherischen Kombst zu fürchten, der die geheimen Actenstücke der Offenbarungsphilosophie veröffentlichen könnte, wie dieser es mit vertraulich diplomatischen Mittheilungen der Continentalmächte gethan. — Und selbst in begeisterten Momenten, wenn der Philosoph seinen Zuhörern manches schauerliche Geheimniß des Jenseits auf's Genaueste detaillirt und sie voller Erwartung dem erhabenen, letzten Lösungsworte aus dem Munde ihres Meisters entgegensehen, bricht dieser plötzlich, wie der Geist in Hamlet, mit den Worten ab: „Ich wittere Morgenluft!" — und es ist uns nicht unbekannt, daß die Morgenluft gewissen Philosophien und Doctrinen sehr schädlich ist!

Wenn die Berliner Reactionsmänner indeß glaubten, an Schelling einen philosophischen Alba zu finden, der den geistigen Aufstand der Hegelianer durch sein bloßes Erscheinen dämpfen würde, so haben sie mit so vielen andern Enttäuschungen eine neue, schmerzliche zu beklagen. Schelling hat nur das friedliche Commando des philosophischen Invalidenhauses zu Berlin übernommen; er schlägt nicht mehr, er zeigt nur noch mit dem Behagen des Alters seine ehemaligen Schlachtpläne vor. — Die Schelling'sche Philosophie hat an Berlin das Einzige verloren, worauf sie stolz sein konnte,

ihre — Poesie. Die kühnen Visionen, die romantischen Schöpfungsprocesse des Schellingianismus zerstäuben an dem noch kühnern Scharfsinne, an der grausamen, kalten Kritik der Hegelianer. — In München war Schelling groß; dort ruhte er sicher auf den Lorbeeren, welche seine ehemaligen geistigen Thaten ihm errungen; aber sein tragisches Schicksal führte ihn nach Berlin, um ihn zur Caricatur der unglücklichsten Reactionspolitik zu machen.

Aus seiner Lehre von den Potenzen wird die impotente Berliner Maßregelwirthschaft keine neuen Kräfte saugen. Für die Wissenschaft ist Schelling bereits ein Mythos geworden, und wir werden es bald erleben, daß uns durch die Amtsblätter der Glaube an den historischen Schelling befohlen wird.

Ueber zwanzig Bogen.

Es hat einmal Jemand, der's aus den sichersten Quellen wissen konnte, behauptet, daß unser Staat nichts Anderes sei, als eine Erziehungsanstalt für seine ewig minorennen Bürger, mit einem souveränen, erblichen Directorate und vielen Tausenden von Lehrern und Zuchtmeistern, die auf Lebenszeit mit Ansprüchen auf die gesetzliche Pension angestellt sind, und zwar von —

Gottes Gnaden. — Gott aber weiß am besten, was er thut, und schon aus dem Grunde wär's eine Sünde und eine Schande, dieser fromm kindlichen Ansicht vom Staate zu widersprechen, ganz abgesehen davon, daß es nicht einmal polizeilich erlaubt ist. — Wie leicht wird es nicht jeder harmlosen Phantasie, sich diesen pädagogischen Staat zu vergegenwärtigen? Nur wenige Züge reichen zu dem Beweise hin, daß eine französische Pensionsanstalt für Töchter gebildeter Stände kaum besser und fürsorglicher organisirt sein kann, als unser großes **Fridericianum** mit seinen 15 Millionen Unmündigen!

Jedes neugeborne Kind wird sogleich als Zögling des Staatspädagogiums aufgenommen und nach vorhergegangener, sorgfältiger Prüfung — denn Examina sind die Seele unsers Staates — ob es hoch=, hochwohl=, wohl= oder nur schlichtweg geboren sei, ob es sich von, auf oder in schreibe, gleich am ersten Geburtstage, seinem Verdienste gemäß, in die höchsten Classen oder in die niedrigsten versetzt. — Dieser Act der Gerechtigkeit muß schon ein günstiges Vorurtheil für die Staatserziehungsanstalt erwecken, auch wenn wir nicht so viel Rühmliches über sie in den Osterprogrammen und Gelegenheitsschriften der Regierung lesen möchten.

Hinsichtlich der Beköstigung herrscht eine wahrhaft rousseauische Freiheit. Jeder Zögling darf so viel essen und trinken, als er habhaft werden kann, wenn er der

Schuladministration den ihr gebührenden Antheil abgegeben; wer nichts zu essen hat, der hungert, ganz ad libitum; Niemand wird in seinem diätetischen Gewissen auch nur im Geringsten beschränkt. Die Freiheit der bürgerlichen Verdauungskräfte ist so gut wie durch eine *Magna charta* garantirt. Indeß kommen die Hungernden herkömmlich in den unteren Classen vor, die Obern pflücken sich reichliches Obst von den Stammbäumen, was freilich nicht immer sättigen soll. — Am Geburtstage des Schulvorstandes werden in allen Classen Gedichte auswendig gelernt und aufgesagt, Blumen überreicht, Freudenthränen geweint u. dergl., wie die Schulgesetze solches vorschreiben.

Dafür schenkt auch der Vorstand an den großen Staatskinderfesten den lieben Kleinen allerlei Thierbilder, die an hübschen Bändern hangen, wobei Psychologen Gelegenheit haben, die interessante Bemerkung zu machen, daß die männlichen Schüler viel eitler auf bunten Bänderputz sind, als die verschrieenen weiblichen. — Da in dem Pädagogium männliche und weibliche Schüler zusammen erzogen werden, so ist es nicht zu verwundern, daß sich daselbst Liebesverhältnisse entspinnen. Die Schulvorsteher haben auch gar nichts dagegen, daß sich die Schüler unter einander verheirathen (eine Liberalität, die man in keiner Pensionsanstalt findet); aber trennen dürfen sie sich nicht mehr. Jeder verehelichte

Schüler ist bei seiner Frau auf Lebenszeit angestellt, und eben so umgekehrt. — Die Lectüre wird auf's Strengste beaufsichtigt, damit kein Schüler gefährliche Grundsätze aufsauge. Wer eine schriftliche Arbeit gemacht hat, der reicht sie dem ihm vorgesetzten Mitschüler ein, welcher Censor genannt wird. Für manche zeitungsschreibende Alumnen gibt's noch einen Nachcensor — nach der Analogie von — Nachrichter! — Diese Censoren brauchen nicht klüger zu sein, als der Schriftsteller, aber — dümmer; sie sollen auch nicht urtheilen, sondern streichen. Das Scholarchat vertraut hier dem Tacte der Beschränktheit:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übt in Einfalt des Censors Gemüth!"

Schlechte Censoren, d. h. solche, welche mehr denken und fühlen, als streichen, werden bald fortgejagt — von Rechtswegen. — Damit ein Jeder weiß, wonach er sich zu achten hat, sind die Schulgesetze auf's Ausführlichste in mehr als 100 dicken Bänden abgedruckt unter dem Namen: Landrecht, Kamptz, Gesetzsammlungen, Pandekten, Corpus Juris, Amtsblätter, „Fünf Männer," Ergänzungen u. s. w. Es kann sich daher Niemand mit Unwissenheit entschuldigen, als höchstens -- im juristischen Examen. — Jeder Schüler, mag er nun in den Flegeljahren oder im Schwabenalter stehen, mag er ein Jahr oder achtzig Jahre

alt sein, wird als reif und selbstständig aus der Schule entlassen — sobald er stirbt. Er muß dann jenseits für sein eignes Fortkommen sorgen. Hat er sich hienieden bei Lebzeiten gut aufgeführt, so bekommt er allenfalls von seinem Generalsuperintendenten noch ein Sittenzeugniß und ein Empfehlungsschreiben an den lieben Gott mit, und dann ist sein Glück im Himmel gemacht.

Daß in einem solchen pädagogischen Musterstaate, hinter welchem der platonische weit zurückbleibt, keine Maßregel getroffen wird, die nicht zum Heile der lieben Kleinen gereicht, dürfte eine überflüssige Bemerkung sein, wenn nicht die „schlechte Presse" sich's herausgenommen hätte, oft das Gegentheil zu behaupten, wie solches erst neulich wieder mit der neuen, kinderfreundlichen Vergünstigung hinsichtlich der Censurfreiheit von Büchern über zwanzig Bogen geschehen ist. — Wir sind daher Willens, diese Maßregel sehr zu loben, und fordern talentvolle Dichter auf, diese Lobpreisung in gute Verse zu bringen, wenn sie's nicht vorziehen, lieber gegen Herwegh ihre gereimten Jamben zu schleudern, um sich eine Pension von 300 Thlrn. zu ersingen.

Wie Sparta sich vorzüglich die körperliche Erziehung seiner Bürger angelegen sein ließ, so sorgt bekanntlich unser Staat für die geistige. — Was Wunder also, daß ihm die Schriftsteller, und vor allen

die jüngern, sehr am Herzen liegen? — Wem sind nicht die vielen ausgezeichneten Gunstbezeugungen bekannt, welche den Schriftstellern vor allen übrigen Classen der bürgerlichen Gesellschaft zu Theil werden? — Für das Seelenheil der Schriftsteller wird eigens eine ganze Kaste von Censoren unterhalten, und ein Berichtigungsbureau ist bloß für sie eingerichtet worden, das freundlich jedes von ihnen begangene Versehen gut macht und mit dem Mantel der Liebe bedeckt. Schriftsteller werden zu Hofe eingeladen; man läßt sie, wie fürstliche Gäste, mit Gensdarmerie-Escorte bis an die Gränze begleiten; dann und wann werden auf höhere Anordnung ihre Papiere durchgesehen, wahrscheinlich, um ihre unquittirten Rechnungen aus Staatsmitteln zu bezahlen. Man erlaubt ihnen oft nicht, ihre Geistesproducte drucken zu lassen, damit die Blätter für literarische Unterhaltung sich nicht darüber moquiren; ja, man wirft ihnen sogar aus purer Liebe Criminalprocesse an den Hals, um die flüchtigen Geister auf irgend einer Festung — im Lande behalten zu können.

Nun bemerkte der Staat, daß seine lieben Schriftsteller ihr Talent zersplittern in lauter kleinen Erzeugnissen, die wenig Honorar einbringen und viel Aergerniß verursachen. Sie schreiben kleine Broschüren über die Haut- und Herzkrankheiten der Zeit, Vier Fragen, Zeitungs- und Journalartikel u. dergl. Unbequemes mehr.

Diese ungermanische, geistige Flüchtigkeit, welche jeder Erscheinung an unserm politischen Horizonte mit scharfer, sprudelnder Kritik auf dem Fuße folgt, in leichten, zwanglosen Broschüren; diese beißenden Impromptus zur Beurtheilung „Inländischer Zustände,“ welche selbst den Frieden der Staatszeitung zu stören drohen, sind durch Prohibitivsysteme kaum auszurotten. Die Broschüre flüchtet sich über die chinesischen Staatsmauern hinaus in preßfreie Nachbarländer, und die kleinen Zeitungsabhandlungen wissen sich bereits mit diplomatischer Glätte selbst unter den schonungslosen Händen des Censors durchzuwinden. — Man wählte daher das probate pädagogische Mittel, einen Tugendpreis für schriftstellerische Ausdauer auszusetzen, um auf diese Weise den gefährlichen Guerillaskrieg der Flugschriften zu unterdrücken: Alle von Civilisten verfaßten Werke von über zwanzig Bogen wurden für censurfrei erklärt! — Wie fein von unsern Staatspestalozzi's! Ueber zwanzig Druckbogen! Der Champagnerrausch des Schriftstellers reicht so weit nicht aus; der jugendliche, übermüthige Autor muß sich zu dem zahmen Fleiße der guten alten Zeit bequemen; er muß sitzen, bis die grüne, muthwillige Praxis in ihm zur grauen Theorie vertrocknet; um sich nicht zu zerstreuen, muß er sich absperren gegen die Phänomene des Tages, die er sonst mit seinen Glossen begleitete; er muß jeden Lakonismus einer goldnen Wahrheit so breit und fein

schlagen, daß er einen berittenen Gensdarmen damit ganz vergolden kann, und seine scharfen Epigramme werden auf dem 20 Bogen-Streckbette so gereckt, daß Kopf und Stachel nicht mehr zu unterscheiden sind. — Nur auf diesem Wege gelangen wir wieder zur untergegangenen literarischen Solidität des Deutschthums. — Deutschland wird wieder Quartanten und Folianten erzeugen. Der literarischen Kampflust wird es deshalb nicht an voluminösen Gegenständen fehlen. Man nimmt den bisher noch nicht ganz entschiedenen Streit zwischen der Reuchlinischen und Erasmischen Aussprache wieder auf; man schreibt, wie Eisenmanger, einen dicken Folianten gegen die Juden; über lateinische und griechische Ellipsen kann außerdem auch noch viel abgehandelt werden. — Die unverbesserlichen politischen Schriftsteller jedoch, welche durchaus die Interessen des Tages nicht loslassen wollen, werden auf einem Umwege über die papierne Brücke von 20 Bogen die bereits in's Werk gesetzten Regierungsmaßregeln schwerlich noch einholen. Das große Publicum hat außerdem nicht Geld und Geduld genug für dergleichen umfangreiche Lectüre.

Die frommen Generalsuperintendenten mögen dann ungestört die strengste Sabbathfeier und in Berlin die Clarissennonnen einführen; man unterdrücke inländische, censirte Zeitungen, man entsetze Schullehrer ihrer Stelle, wenn sie sich mit der neuesten Geschichte beschäftigen;

man vernichte die Hör- und die Lehrfreiheit, kurz man thue, was man nicht lassen kann; noch bevor die censurfreie Kritik solcher Thatsachen in zwanzig Druckbogen vor's Publicum tritt, ist dieses schon indifferent dagegen geworden, und der gute Michel hat sich die Nachtmütze über beide Ohren gezogen, um gar nichts zu hören und ungestört zu schlafen.

Für rasche und kühne Schriftsteller, welche auf zwanzig Druckbogen eben so viel zu sagen wissen, als auf einem (was gar nicht so leicht ist, als man glauben möchte), sind außerdem noch der gestatteten Censurfreiheit geheime Clauseln angehängt. — Die Polizei hat nämlich bei jeder solchen, von keinem Censor berührten, jungfräulichen Schrift das aus Figaros Hochzeit und sonst bekannte Droit du seigneur für die ersten 24 Stunden. — Findet sich nun, wie der Ausdruck lautet, etwas „Gemeinschädliches“ in solchen Büchern, d. h. etwas, das, zu den Regierungsansichten und Maßregeln genossen, wie spanischer Pfeffer auf Vanilleeis schmeckt, so wird sothane Schrift an die höhere Behörde zum Kosten eingeschickt. Mundet sie dieser nicht, so ist sie auf jeden Fall „gemeinschädlich“ und wird zugleich mit dem Schriftsteller confiscirt. Eine solche Schrift ist nicht bloß censur-, sondern auch vogelfrei! Auf diese Weise ist auch der Polizei, die binnen 24 Stunden ganze Stöße dicker Bücher des heterogensten Inhalts auf's Gründlichste durch-

zulesen verpflichtet ist, Gelegenheit gegeben, auf eine schnelle Weise sehr gelehrt zu werden, und das nächste Buch, das bei Basse in Quedlinburg unter dem Titel erscheint: „Die Kunst, innerhalb 24 Stunden ein gründlicher, vielseitiger Gelehrter zu werden", wird gewiß einen Polizeidirector zum Verfasser haben.

Wie wohlthätig sonach diese neu festgesetzte Belohnung des schriftstellerischen Fleißes nach allen Seiten hin wirkt, bedarf wohl kaum noch einer weitern Auseinandersetzung. — Soviel bisher bekannt geworden, ist die Frau Majorin Paalzow in Berlin das erste literarische Rosenmädchen, welches für seinen umfangreichen dreibändigen Roman (Thomas Thyrnau) mit der Censurfreiheits-Prämie belohnt worden.

Soweit diese fliegenden Blätter aus dem Caricaturen-Portfolio des hinkenden Civil-Teufels, der, wie die Verfasserin des Thomas Thyrnau, welche als Frau Majorin nicht dem literarischen Kriegsgesetz unterworfen ist, seine Memoiren censurfrei schreiben darf. Reichlichen Stoff zu vielen Einundzwanzig-Bogen-Werken liefern ihm die maßlosen Maßregler unserer Zeit; denn vom Erhabenen zum Lächerlichen ist gegenwärtig kaum ein Schritt. — Die Pygmäen, die sich dem giganten Zeitgeist in den Weg werfen, geberden sich noch ganz so,

wie das Zwerggeschlecht, dessen Kämpfe der treffliche Jonathan Swift der Nachwelt überliefert hat. Sie eilen mit Feuereimern herbei, um die purpurne Morgenröthe durch Gießen auszulöschen. Sie trommeln und blasen Victoria, wenn sie die Schreibfinger des Fortschrittes in Daumenschrauben pressen; sie glauben den göttlichen Prometheusfunken in der Menschheit erstickt zu haben, wenn sie wie die Geier an der Leber des gefesselten deutschen Michels hacken. Ach, sie glauben so viel, daß selbst über das ernste Antlitz am Januskopfe des Volkes ein epigrammatisches Lächeln zuckt, ein bedeutungsreiches Omen, das den Helden in der göttlichen Reactionskomödie unsrer Zeit zuruft:

„Ihr braucht nicht erst auf die Weltgeschichte
Zu warten, daß sie Euch richte;
Ihr seid von Eurer Gegenwart gerichtet! —

III.

Des Freiherrn von Münchhausen

neueste Abenteuer.

(Von ihm selbst erzählt.)

Wenn ich den Scherz will ernsthaft nehmen,
So soll mich Niemand d'rum beschämen;
Und wenn ich den Ernst will scherzhaft treiben,
So werd' ich immer derselbe bleiben.

Göthe.

Vor allen Dingen gebe ich meine Cavalierparole darauf, daß Alles, was ich hier erzählen werde, nichts als die reine Wahrheit ist, wie Alles, was bereits früher in den denkwürdigen Schriften derer von Münchhausen der Welt erzählt worden. Diese Betheuerung sollte eigentlich überflüssig sein, denn der Name Münchhausen war, so lange die Weltgeschichte existirt, und noch etzliche Jahre darüber hinaus, von der Wahrheit unzertrennlich; ja, gerade dieser Familientugend wegen bekleideten die Münchhausens von jeher eine hohe Hofcharge bei den Potentaten des grauesten Heidenthums wie des grünsten Christenthums, weil die Fürsten es wünschten, daß auch die Wahrheit ihren Repräsentanten in der Nähe des Thrones hätte. — So war einer meiner Ahnen in dieser Function an dem Hofe von Ninus und Semiramis angestellt, und auch

bei den zum Heile Germaniens im Jahre 1819 abgefaßten Carlsbader Beschlüssen fungirte ein Münchhausen als königlicher Wahrheitscommissarius. Hat die neueste Geschichte diesen letzten Umstand ignorirt, so mag sie ihre guten Gründe gehabt haben; die spätern, unparteiischen Historiker Deutschlands werden es jedoch anerkennend zu würdigen wissen, wie vielen Antheil die Münchhausens an den herrlichen Versprechungen hatten, welche den Deutschen nach den Befreiungskriegen gemacht worden.

Also wie gesagt, es wäre ganz und gar überflüssig, noch mit meiner Cavalierparole die Wahrheit meiner Erzählungen zu bekräftigen, wenn nicht leider der schnöde Geist des Skepticismus in der neuesten Zeit auf eine erschreckliche Weise bei uns um sich gegriffen hätte. — Die Deutschen bezweifeln jetzt Alles, was ihnen unter die Hände kommt, sogar das Schwarz auf Weiß, Farben, welche die deutsche Intelligenz sonst in ihrer Nationalcocarde am Hute trug, hat seinen Werth ververloren. — Wenn ihre unermüdlichen Nachtwächter ihnen officiell und aus den sichersten Quellen vorsingen, was die Glocke geschlagen hat, machen die Deutschen ein Fragezeichen hinterher! — Wenn die „guten Zeitungen“ von den bürgerlichen Freudenthränen erzählen, welche vor Kurzem ganz Hannover unter Wasser zu setzen drohten, so daß die Pionircompagnien commandirt werden mußten, mit Faschinen die Thränenfluthen abzudäm-

men, so kommt das dem Publikum gerade eben so wahrscheinlich vor, als ob es läse, daß der deutsche Bund dem Louis Philipp den Krieg erklärt hätte, weil dieser die Franzosen um die Früchte der Julirevolution betrogen. — Sogar unumstößliche mathematische Wahrheiten werden jetzt ein Opfer der frechsten Zweifelsucht. So ist es weltbekannt, daß unabänderlichen Beschlüssen zufolge das Jahr 1815 keinen Mai gehabt haben soll, weil entweder dieses Jahr so mißrathen gewesen, daß es statt 12 Monate nur 11 zur Welt brachte, oder weil der damalige Mai nichts, als ein fortgesetzter April war. Dennoch gibt es jetzt noch immer Deutsche, welche die Anmaßung haben, zu behaupten, daß das Jahr 1815 allerdings einen Mai hatte, wie er selten im deutschen Hoffnungskalender vorgekommen, einen ächten Wonnemond, mit schmetternden, constitutionellen Lerchen und mit Nachtigallen, welche niemals so zärtlich und voll geschlagen in dem dämmernden Schatten des Teutoburger Waldes, und mit Maiglöckchen, welche ganz Deutschland wach klingelten zu einem großen Nationalfeste. — Und nicht bloß Poeten glauben an diesen Mai und besingen ihn noch immer, sogar ernste Prosaiker sind von dieser fixen Idee nicht zu befreien; ja, die jungen deutschen Rangen sind keck genug, den Maienbaum erklimmen zu wollen, der sich nach ihrer Aussage aus dem Jahre 1815 herschreiben soll, und an dessen Spitze

allerlei hübsche, glänzende Sachen als Preis für den, der sie erreicht, befestigt sind. Allein, wie alle deutschen Hoffnungsbäume ist auch dieser Baum mit der bekannten königlich privilegirten Phrasenseife glatt und schlüpfrig gemacht, und wenn die guten Jungen wirklich fast bis oben gekommen sind, fahren sie mit einem Male blitzschnell wieder hinunter und fallen einem Gensdarmen in die Arme.

Sogar die Existenz derer von Münchhausen wird jetzt bezweifelt. Man glaubt nämlich, daß Münchhausen keine Person, sondern ein symbolischer Begriff wäre oder ein Pseudonym für gewisse deutsche Autoren, die Mitarbeiter an der Cabinetsbibliothek sind, und die sonst im Leben schlichte bürgerliche Namen führen, wie Ernst, August, Ludwig, Friedrich, Carl, Ferdinand, Wilhelm u. s. w. — Das ist nun auf Cavalierparole gänzlich unwahr und rein aus den Fingern gesogen. Die Freiherrn von Münchhausen sind nicht etwa mythische Phantome, sondern historisch mit Händen zu greifen, wie alle diejenigen, welche Mitglieder des Vereins zum historischen Münchhausen sind, es der Wahrheit gemäß bezeugen, und, wenn's verlangt wird, eidlich bekräftigen werden. — Einige wollten wieder behaupten, daß mit einem bekannten Ahnherrn, welcher im vorigen Jahrhundert seine wunderbaren, aber streng wahrhaftigen Erlebnisse der Welt erzählt, das Geschlecht der Frei-

herrn von Münchhausen erloschen wäre. — Daß diese Behauptung eine nichtsnutzige Lüge sei, beweist mein Onkel, welcher vor einigen Jahren durch Immermann in den literarischen Salon eingeführt wurde, und beweise ich, sein Neffe, der ich mich jetzt selbst hier einführe. — Die Münchhausens sterben eben so wenig aus, wie die Könige von Thule, von denen immer Einer zur Zeit so lange trinkt, bis ihm die Augen übergehen, und wenn er in's Grab gesunken, ist der andere schon wieder da und trinkt! —

Ja, man kann es den Deutschen nicht zu oft wiederholen, was ihnen in neuester Zeit so oft wiederholt worden ist: Pectus est quod facit theologum! d. h.: „Wer glaubt, wird — angestellt und bekommt Zulage!“ — O! mein Deutschland, willst du angestellt sein und Zulage erhalten, so glaube! glaube! glaube! — Ja glaube mir auf Cavalierparole, was ich dir jetzt erzählen werde.

Es war gerade in der Zeit, als ich als Präsident des Berliner Berichtigungs-Bureaus jährlich einen Gehalt von 2000 Rthlr. preuß. Courant bezog. — Doch zuvörderst muß ich auseinandersetzen, wie ich denn Präsident dieses Bureaus geworden bin, nämlich als erster Stifter oder vielmehr Erfinder dieser Anstalt.

Es ist weltbekannt, daß meinem ganzen Stamme eine unüberwindliche Aversion gegen jedwede Unwahrheit,

selbst gegen die kleinste, unschuldigste Nothlüge angeboren ist, mithin auch mir. Dies geht bei meiner Person so weit, daß auch der unbedeutendste Druckfehler, z. B. ein versetztes Comma, oder ein **u** statt eines **n**, wie es leicht aus dem Setzkasten vergriffen wird, mir die tiefste Schamröthe auf die Wangen jagt, weil dergleichen Druckfehler doch an eine Art von optischer Lüge streifen. — Ja, mir ist nicht einmal die conventionelle Lüge möglich, irgend einem von meinen vielen Gläubigern freundlich herablassend einen „guten Morgen!" zu wünschen, wie praktische Menschen und Freiherren solches zu thun gewohnt sind, während sie innerlich denken: „Hol' dich der Teufel!" oder: „Ich wollte, du wärest, wo der Pfeffer wächst!" oder: „Mit Freuden könnte ich dir ein Weniges den Hals umdrehen!" und was dergleichen fromme Wünsche mehr sind. Ich gehe lieber, um wahr zu bleiben, meinen Gläubigern ganz und gar aus dem Wege und bin niemals für sie zu Hause, weil ich dann doch, der Wahrheit schnurstracks zuwider, höflich gegen sie sein müßte.

Ich war einmal in Berlin zu einer ästhetischen Theegesellschaft eingeladen, allwo es nur sehr dünne Butterbrodschnittchen und sehr dicke Literatur gab. — Es war daher nicht zu verwundern, daß die nagenden Fasern meines Magens mit meinen Gesichtsfibern in eine peinliche Correspondenz traten, so daß ordentlich ein welt-

schmerzliches Zucken über mein Antlitz blitzte und ich besonders dem weiblichen Theile der Gesellschaft wegen meiner Byronsphysiognomie höchst interessant wurde. Es trat förmlich eine Pause ein, während welcher die Blicke des ganzen Kreises in stummer Bewunderung an meinem Gesichte hingen, bis endlich die Frau vom Hause die feierliche Stille durch die zart hervorgelispelte Frage unterbrach: „Herr von Münchhausen, sind Sie europamüde oder weltmüde?" — „Hungrig, Frau Geheime Comerzienräthin!" antwortete ich, und begeisterte Alles durch die großartige Naivetät meines Selbstbewußtseins.

Bei diesem unüberwindlichen Widerwillen gegen Alles, was mit der Unwahrheit, wenn auch nur im siebenten Grade, verwandt ist, wird's Jeder wohl natürlich finden, daß mir der damals höchst lügnerische Zustand der liberalen Tagespresse ein Dorn im Auge und ein Pfahl im Fleische war. — Ich konnte die Rheinische Zeitung nicht auf eine Entfernung von 20 Schritten sehen, ohne in Ohnmacht zu fallen, ja, ich konnte es förmlich Jedem noch Abends anriechen, ob er zum Frühstück die verruchte Königsberger Zeitung mit ihren „Inländischen Zuständen" gelesen. — Ein solcher Mensch hatte für mich einen brenzlichen Geruch, in welchem Assa fœtida mit Schwefel um die Oberherrschaft kämpfte, und seine Nähe verursachte mir Nervenübel. Die bloße zufällige Berührung der Leipziger Allgemeinen versetzte

mich in krampfhafte galvanische Zuckungen, die nur dadurch wieder beschwichtigt werden konnten, daß man mir die evangelische Kirchenzeitung wie ein Senfpflaster auf den Magen legte und die neueste, zu einer Düte gedrehte Staatszeitung als Nachtmütze auf den Kopf stülpte. Diese bedenklichen Symptome rührten aber, wie gesagt, lediglich von den Lügen her, welche die genannten gottlosen Blätter täglich dem Publico auftischten — Lügen, die der guten officiellen Tagespresse stets so fremd bleiben, wie dem Teufel das Vaterunser.

Staatszeitungen können, genau genommen, gar nicht lügen, sie mögen sagen und drucken, was sie wollen. Gesetzt z. B., eine Staatszeitung behauptet: Deutschland ist glücklich, oder Raupach ist größer als Shakspeare, oder constitutionelle Verfassungen sind der Ruin der Völker, oder wir haben vollständige Preßfreiheit, oder Herr Gruppe ist ein großer Theologe und Ernst August ein zweiter Marc Aurel, so braucht das alles an dem Tage, an welchem die Zeitung ausgegeben wird, allerdings noch nicht wahr zu sein, allein am nächsten Tage wird durch Cabinetsordre oder Ministerialrescript befohlen, daß Deutschland glücklich, Raupach unsterblich, Constitutionen verderblich sein sollen, daß Herr Gruppe zum großen Theologen und Ernst August zum Marc Aurel ernannt worden — und die Staatszeitung ist glänzend gerechtfertigt. Freilich

mit der vollständigen Preßfreiheit ist's ein wenig häklich; allein man gibt eine neue Censurinstruction und befiehlt, daß die Presse auf diesem Wege als ganz frei zu betrachten ist, und wer etwas dagegen hat, dem soll doch gleich — — doch, ich will nicht fluchen! ich will nicht vergessen, daß ich Freiherr und Mitglied des frommen Frauenvereins in Berlin bin.

Also mir war der demoralisirte Zustand der schlechten Presse mehr als zuwider; allein es war auch meinem loyalen Herzen Bedürfniß den leider nicht wegzuläugnenden gefährlichen Einfluß der schlechten Presse dadurch zu paralysiren, daß ich sie systematisch wieder durch die Presse, da gerade, „wo das Gift eingeschenkt war", coram publico der Lügen zeihen und zu Schanden machen könnte. Ich reichte daher dem Ministerio einen scharfsinnig calculirten Plan zu einem neuen Berichtigungsbureau ein, das alle vagabundirenden Lügen der schlechten Zeitungspresse wie tolle Hunde auffangen und am nächsten Tage am Pranger der officiellen Presse zur Schau ausstellen sollte. — Für meinen ebenso sauber als sorgfältig ausgearbeiteten Plan erbat ich mir weiter keine Belohnung, als daß man mich zum Präsidenten dieses Bureaus ernennen möge, bloß damit es mir vergönnt sei, gegen meine eingefleischten Feinde, die Lügen, in Person zu Felde zu ziehen, und außerdem

noch 2000 Rthlr. Gehalt, was in Erwägung der hohen Wichtigkeit dieses Instituts mit Freuden genehmigt wurde.

Es ist durchaus überflüssig, diesen dem Ministerio überreichten Plan hier mitzutheilen, wenn ich erzähle, wie ich praktisch mein Verfahren danach gemodelt. — Ich hatte nämlich einen mir sehr zugethanen Jugendfreund, welcher als Professor der Philosophie an der Universität Salamanca fungirte. Dieser Professor war eigentlich sehr liberal, sogar ultra, wenigstens versicherte er dieses täglich seiner Frau unter vier Augen; auch hatte er die Courage, einigen sehr vertrauten Freunden zwischen seinen vier Pfählen, wenn er die Thüre vorher fest verriegelt, ganz leise die ungeheure Entdeckung mitzutheilen, daß das, was zu arg ist, zu arg ist! — Für das öffentliche literarische Leben — und dieser Professor sprach und schrieb viel — hatte er jedoch aus königlich spanischen Rücksichten auf seine Stellung u. s. w. einen eigenthümlichen Liberalismus adoptirt, der nach allen Seiten hin unschädlich und harmlos war, einen Liberalismus, wie ihn in unserer Zeit der loyalste Regierungs-Assessor hegen und aussprechen darf, ohne seine Carriere zu verderben. — Er hielt sich nämlich stets ängstlich fern von dem geräuschvollen Kampfe der Parteien, weil Ruhe die erste Bürgerpflicht eines Philosophen ist; aber von dem Dachfenster seines Hauses,

allwo er ziemlich sicher sein konnte, daß ihn auch kein Ricochetschuß erreichen würde, sah er mit einigem philosophischen Behagen aus der Vogelperspective das Scharmützel an. —

Hatten sich jedoch die kämpfenden Parteien vom Schlachtfelde verzogen, dann war mein Philosoph gleich unten, besah sich mit der größten Gründlichkeit die Wahlstätte, machte Notizen über die Stellung der Heere und ihrer Manöver, scizzirte die Gruppen Verwundeter und Todter, wie ein Schlachtenmaler, und dann zog er nach Hause und schrieb seine Ilias nach Homer. — Hinter den Phänomenen des Tages war er stets wie ein eifriger Schmetterlingsjäger her. Er hatte zu dem Behufe ein großes Netz mit sehr engen Maschen, zwischen denen auch kein Phänomenchen, so groß wie ein Johanniswürmchen, wieder entschlüpfen konnte. Mit diesem Netze fing er die ganze Terminologie des Parteikampfes ein, alle die herumflatternden Stichwörter der Factionen und Fractionen, alle Losungswörter der Tagesparole und was dergleichen mehr ist. Nach einem solchen glücklichen Fange eilte er in die naturforschende Gesellschaft von Salamanca und hielt einen langen, sehr behaglichen Vortrag über die Naturgeschichte der Parteiphänomene, vom Parteileviathan herab bis zur Parteimilbe. Da er nun, wenn er die liberalen Tagesphänomene besprach, auch der ganzen Terminologie des Liberalismus zu deren aus-

führlichen Erklärung bedurfte, so kam er sich in solchen Augenblicken so ungeheuer liberal vor, daß er vor sich selbst erschrak; die Besternten und Betreßten unter seinen Zuhörern aber sagten: „Einen solchen vernünftigen Liberalismus lassen wir uns wohl gefallen!“ — Um sich nichtsdestoweniger vor Mißverständnissen zu schützen, ließ der Professor nachher seine naturgeschichtlichen Abhandlungen mit der Vorbemerkung abdrucken, daß er sich gegen jede Mißdeutung, sowohl nach oben als nach unten, nach links wie nach rechts, nach Süd, Südwest, Süd-Südwest, West-Nordwest u. s. w. auf's Entschiedenste verwahren müsse, und berief sich, um sich noch sicherer zu stellen, auf das politische Glaubensbekenntniß eines spanischen Granden, das auch sein eignes wäre.

Diesem meinem vertrauten Freunde schrieb ich nun, daß er mir ganz nach Art des Netzes, mit welchem er auf die Begriffs- und die Phänomenjagd geht, ein ähnliches fertigen sollte, mit sehr engen Maschen, mit welchem ich die Zeitungslügen der „schlechten Presse“ einfangen wollte, also ein eigentliches Lügennetz oder Lügengewebe. — Da er nun noch ein zweites Begriffs- und Phänomensnetz übrig hatte, so schickte er mir sogleich dieses, mit der Bemerkung, daß solches auch zur Lügenfischerei äußerst zweckdienlich wäre, da selbst die kleinste Lügenbrut durch die Maschen nicht wieder entwischen könnte. Die Fischmeister aber, welche sonst strenge darauf zu

sehen haben, daß die junge Brut geschont werde, dürften sich hier wohl schwerlich erlauben, von Amtswegen einen Einspruch zu thun. —

Ich muß gestehen, das Netz übertraf alle meine Erwartungen. Ich stellte sogleich einen Versuch damit an und fischte einen in der Rheinischen Zeitung enthaltenen Correspondenz-Artikel aus Berlin damit auf. Das Wahre an diesem Artikel lief sogleich als reines Wasser wieder durch, zuletzt aber krabbelten ein paar ganz kleine Lügen, welche dem unbewaffneten Auge kaum sichtbar waren, am Boden meines Netzes als Gefangene herum und wurden sogleich an die Expedition des Berichtigungsbureaus oder an die für Journallügen eingerichtete Pfefferstube der literarischen Zeitung zur weitern Verfügung abgeliefert. — Ich lag nun täglich mit meinen Gehilfen auf der Lauer, und es ist männiglich bekannt, daß das Berichtigungsbureau in kurzer Zeit unter meiner Leitung Enormes geleistet. — Von welcher Art meine Amtsthätigkeit war, werde ich hier, soweit solches ohne Verletzung des Amtsgeheimnisses thunlich ist, am besten durch ein Beispiel schlagend erläutern:

Gesetzt, die Hamburger Neue Zeitung enthielt eine Correspondenznachricht aus Berlin über heftige Staatsrathsdebatten in Bezug auf das Ehescheidungsgesetz, über die durch ministerielle Intervention verkümmerte Wirksamkeit der ständischen Ausschüsse, über neue Beschrän-

kungen der Presse u. drgl. m. Alles der strengsten Wahrheit gemäß; am Schlusse dieses Artikels heißt es jedoch: „Die neuen Helme, mit welchen unsre Infanterie bekleidet wird, werden einen viereckigen Schirm erhalten und oben in eine Messingspitze auslaufen.“ — Gleich darauf expedirt das Berichtigungsbureau an die Hamburger Neue Zeitung und an alle andern Tagesblätter, welche den besagten Artikel aufgenommen, folgende officielle und daher aufnahmspflichtige Depesche: „In No. 777 der Hamburger Neuen Zeitung behauptet ein Berliner Correspondent, daß die Infanteriehelme viereckige Schirme erhalten werden. Wir können jedoch aus den besten Quellen versichern, daß über diesen Gegenstand höhern Orts noch gar nichts verfügt ist, vielmehr liegt es bereits seit 1½ Jahren dem Gutachten einer hohen Uniforms-Commission vor, ob es zweckmäßiger sei, den Schirm rund oder viereckig zu machen, und wir dürfen erst in einigen Monaten einer definitiven Entscheidung in dieser wichtigen Angelegenheit entgegensehen. Der Leichtsinn übrigens, mit welchem der Correspondent der Hamburger Neuen Zeitung eine solche grundlose Behauptung in den Tag hineinzuschreiben sich nicht entblödete, zeigt sattsam, was von seinen übrigen Angaben hinsichtlich der heftigen Staatsrathsdebatten über die Wirksamkeit der ständischen Ausschüsse, die Presse u. s. w. zu halten ist, und charakterisirt überhaupt die

Böswilligkeit und Lügenhaftigkeit, mit welchen die „schlechte Presse" die Meinung irre führen will." — Vor einen solchen Berichtigungs-Artikel wird dann entweder ein * oder ein *B oder *M gesetzt, und die liberale Zeitung ist auf diese Weise total blamirt. — Uebrigens geht meine Anstalt mit der Censur Hand in Hand. Das Berichtigungsbureau streicht nämlich alle Unwahrheiten an und der Censor streicht alle Wahrheiten aus; allein nichts desto weniger sind die liberalen Zeitungen so halsstarrig und übelwollend, daß sie doch noch immer etwas zu sagen wissen, so daß wir genöthigt sind, sie gänzlich, mit Haut und Haaren zu vertilgen.

Um indeß zur Sache zu kommen. Ich war also gerade in jener Zeit Chef des Berichtigungsbureaus, mit einem Jahrgehalte von 2000 Rthlr. pr. Courant, als mir endlich nach langem Sehnen das Glück zu Theil wurde, die Bekanntschaft der famösen Mühle von Sans-Souci zu machen. — Doch zuvor muß ich noch erzählen, warum gerade ich mich zu einer Bekanntschaft hingezogen fühlte, die dem gewöhnlichen Menschen des Alltags so sonderbar erscheinen muß. —

Für Mühlen nämlich, besonders aber für Windmühlen, hatten die Münchhausens von jeher eine Vorliebe, die fast an Leidenschaft gränzte, und die auch mir angeboren ist, gewiß die Folge eines sympathetischen

Zuges der Wahlverwandtschaft. — Wenige Sterbliche, vielleicht Keiner, der tapfre Hidalgo von la Mancha und die Münchhausens ausgenommen, waren wohl je im Stande, die tiefe, schauerliche Bedeutung, das tragische Pathos einer Windmühle zu begreifen oder auch nur leise zu ahnen, und ihr eine Thräne der Bewunderung wie der Rührung zu weihen. — Seht sie da stehen auf einem weiten, öden Blachfelde oder auf einem einsamen Sandhügel, in großartiger Resignation, wie ein riesiger Hüne, den ein Zauberspruch aus seinem Grabe gerufen, daß er, auf eine Stelle festgebannt, hinabschaue auf das Pygmäengeschlecht der modernen Zeit. Seht eine solche Mühle, wie sie an einem heißen, windstillen Tage das erhabene Bild der antiken, plastischen Ruhe darstellt. —

Jetzt sinkt die schwarze Nacht mit ihren geheimnißvollen Schauern auf die matte Erde hinab. Langgestreckte gespenstische Nebelgebilde, leichenhaft beleuchtet vom Monde, der mit phantastisch ziehendem Gewölke um die Herrschaft ringt, wälzen sich von leichten Nachtwinden getragen zur Mühle hin und flüstern ihr ein mystisches Geisterwort ins Ohr. Da ächzt sie plötzlich auf, wie von einem unnennbaren Schmerze ergriffen, regt ihre gewaltigen Gigantenarme, streckt diese bald beschwörend gen Himmel empor, bald läßt sie sie trauernd zur Erde sinken, bald breitet sie dieselben wieder aus, als wollte sie die ganze Welt an ihre Brust drücken, als

sänge sie begeistert unsers Schillers: „Seid umschlungen, Millionen!“ — und dazu noch das melodisch elegische Geklapper, als ob sie die Hexameter und Pentameter scandirte, mit welchen ein gekrönter Rhapsode die geduldigen stummen Mauern seiner Residenz al fresco bemalt; ach! wer in einem solchen Augenblicke von dem erhabenen Ahasverschmerz einer Windmühle nicht in seinem innersten Menschen ergriffen wird, der sollte verurtheilt werden, zeitlebens nichts Andres zu lesen, als Vega's Logarithmen und die Walhallagenossen! —

Der Müller-Arnoldschen Mühle wurde ich schon früher, als ich mich zum dritten Examen vorbereitete, von meinem guten Freunde, dem General-Mühlen-Inspector vorgestellt, und unter uns gesagt, wenn ich nicht durchgefallen bin, so hab' ich dies lediglich wohl den Aufschlüssen zu danken, welche mir diese Mühle über manche Tiefen der Jurisprudenz gegeben. — Allein von Kindheit auf verfolgte mich das Bild der Mühle von Sans-Souci, die das Ideal meiner Träume und meiner wachen Phantasien war; ich kann sagen, die Lorbeeren der Mühle von Sans-Souci ließen mich nicht schlafen! — Gern hätte ich mich ihr genähert; allein, wenn man die glorreiche historische Bedeutung erwägt, welche diese Mühle in den vaterländischen Annalen einnimmt, ihre hohe Stellung am Hofe von Potsdam, dann ihre schwere Berufspflichten, so wird man die blöde Scheu,

welche mich abhielt, ihr persönlich meine Verehrung auszusprechen, zu würdigen wissen. — Doch, meine Bescheidenheit wurde glänzend belohnt. Es war mir vorbehalten, die Mühle von Sans-Souci nicht bloß flüchtig kennen zu lernen, sondern epochemachend in ihr Schicksal einzugreifen.

Ich erhielt eines Tages von einem hohen Vorgesetzten den Befehl, mich unverzüglich mit dem nächsten Eisenbahnzuge nach Potsdam zu begeben, um der Mühle von Sans-Souci eine höchstwichtige Depesche zu überbringen. — Meine freudige Ueberraschung und meine zitternde Erwartung brauche ich wohl nicht noch zu schildern. — Von welchem Inhalte aber die Depesche war, wird der Verfolg meiner Erzählung lehren.

Ich flog fast noch schneller als die Locomotive, würde ich sagen, wenn jede Hyperbel nicht immer etwas nach den mir so verhaßten Lügen schmeckte.

In $35\frac{1}{2}$ Minuten war ich in Sans-Souci, etwa zwanzig Schritte von der Windmühle entfernt, welche in tiefer Melancholie in sich versunken dastand und meine Anwesenheit gar nicht merkte. Eine Ehrfurcht, welche zart fühlende Menschen immer dem Schmerze einer großen Seele zollen, hielt mich zurück, mich ihr unverzüglich zu nahen. — Ich sah ganz deutlich, wie sie sich einige Male mit den Flügeln die Thränen aus den Augen wischte, und hörte auf Cavalierparole mit eigenen Ohren,

wie sie mit pathetischer Armgesticulation folgenden Monolog hielt, den ich nicht zu unterbrechen wagte.

Monolog der Mühle von Sans-Souci.

Die glückliche Eintagsfliege schwärmt voll ungemessener Lebens- und Liebeslust mit bunten Schmetterlingen und Libellen um die Wette im warmen duftigen Sonnenglanze; und wenn mit dem scheidenden Tage auch ihr Leben sich neigt, dann stirbt sie in dem Schooße einer holden Blume. — Und auch die Blume, die ihren Kelch zum bunten Sarge der kleinen Käferleiche hergegeben, sinkt welk zusammen, wenn sie nicht mehr der Sonne und der Freude leben kann. Und Präsidenten und Generallieutenants sterben, wenn sie ihr funfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert und mit einem neuen Stern decorirt worden; und Könige sterben, wenn der immer matter schlagende Puls und das stockende Herz ihnen, zum ersten und zum letzten Male, wenn sie aufhören Menschen zu sein, zeigt, daß sie nichts als gewöhnliche Menschen gewesen! — Und alle diese Leichen von Eintagsfliegen, Blumen, Präsidenten, Generallieutenants und Königen nimmt die Erde in ihren kühlen Schooß auf; sie ruhen daselbst in Frieden und über ihrem gemeinsamen Grabe führen Frühling und Winter, Tod und Leben den ewigen, alten Wechselreigen auf.

Nur ich unglückliche Mühle von Sans-Souci kann

nicht sterben, obwohl ich bin so todessehnig. Hier muß ich stehen, ein schauerlich einsames Denkmal der Gerechtigkeit, eine Memnonssäule, ewig tönend das alte Lied von dem Müller, dem Kammergerichte und dem Könige! —

Ihr thörichten Menschen, warum verweist Ihr die Gerechtigkeit in's Land der Fabel? — Warum baut Ihr Altäre, wo eine einsame Spur Euch zeigt, daß sie dann und wann auf Erden unter Euch gewandelt? — Warum begeistern sich Eure Dichter zu Jubelhymnen? warum schwingen Eure Staatspriester die Weihrauchsfässer? warum wird's mit allen Glocken im Lande ausgeläutet, wenn das Recht einmal das gewesen, was es ewig sein soll — eine Wahrheit? — — Ach, wären die Menschen nur weise und glücklich, so würden sie's vorziehen, jedem Opfer der Ungerechtigkeit ein ehernes Denkmal zu bauen, um alle Zeiten und alle Völker ernst zu warnen, daß sie im wachen Auge behalten mögen das Zünglein der Wage, auf welcher ihnen das Recht zugewogen wird; denn auch dieses Zünglein hatte sich einst zur Lüge hergegeben! — Wozu bedarf die Gerechtigkeit eines Denkmals? — Errichtet Ihr ein Denkmal der Sonne, die Euch und allen Gotteskreaturen den warmen, hellen Tag bringt? — oder der Luft, in welcher Ihr das Leben einathmet?

Die Gerechtigkeit aber soll sein die helle, warme

Sonne Eurer zum Bürgerstaate umgeschaffenen Erde die Lebensluft, ohne welche Euer Staat nichts ist als ein großes, weites Grab!

Allein Ihr habt dieses Denkmal der Gerechtigkeit eines Königs errichtet! — Sagt mir doch, Ihr, die Ihr die Könige liebt, weil Ihr nun einmal nicht anders als sie lieben könnt; Ihr, die Ihr die Könige anbetet, sie mögen noch in Purpurwindeln liegen oder als kraftlose, kindische Greise mit dem Szepter spielen; Ihr, die Ihr im Könige den Abglanz Gottes selbst verehrt; die Ihr Euch und was Euch das Theuerste ist, willig opfert auf den Stufen des Thrones, den man in Zeiten der Noth den Altar des Vaterlandes nennt, — warum schmäht Ihr die Könige in Eurer Verehrung? — Warum preis't Ihr an ihnen als Tugend, was beim niedrigsten Eurer Bürger die Bedingung seiner Bürgerehre ist? Soll der Abglanz Gottes sich lossagen dürfen von dem göttlichsten aller Attribute, der Gerechtigkeit? Soll die Schaamröthe über Unrecht nicht noch brennender glüh'n, als der königliche Purpur? — Doch Ihr seid nicht glücklich! — Die Gerechtigkeit erscheint Euch nur in Jahrhunderten als glänzendes Meteor am nächtigen Himmel, und darum jubeln Eure Dichter und schwingen Eure Priester die Weihrauchfässer und läuten es die Glocken im Lande aus, damit die ganze Welt es erfahre, daß die Macht sich einmal freiwillig

dem Gesetze unterworfen, daß das Recht einmal stärker gewesen, als das Car tel est notre plaisir des Absolutismus. Darum errichtet Ihr der Gerechtigkeit Denksäulen, damit Euch Eure späten Enkel es glauben, daß einst ein solches Meteor geleuchtet den Völkern, welche glücklicher gewesen wären, hätten sie weiser sein können; und darum stehe ich hier ein unseliges Opfer Eures Mißgeschicks und Eurer Thorheit, um einem mir entfremdeten Geschlechte die alte Wundermähr von der Gerechtigkeit zu verkünden.

Wie eine Niobe sah ich alle Kinder meines Jahrhunderts um mich fallen, tödtlich getroffen von dem Geschosse der Zeit, das so sicher trifft, wie die grausamen Pfeile Apolls. Drei Generationen gingen vor meinen Augen unter; meine neidische Sehnsucht verfolgte sie bis auf die Friedhöfe, wo sie eingescharrt wurden; doch für mich hatte die Erde kein Grab. Die Leichenzüge dreier Könige zogen mit feierlichem Pompe an mir vorüber. Ich hörte den schmetternden Dessauer Marsch und die Siegestacte der Marseillaise. Ich habe den Philosophen von Sans-Souci gesehen und Napoleon. Ich sah die frischen, freiwilligen Schaaren hinausziehen in den Kampf gegen die gallischen Adler; ich sah sie heimkehren mit sieggekrönten Fahnen, in Reihen, welche der grausame Würgengel der Schlachten gelichtet, mit vielen Tausenden von Verstümmelten, deren

Wunden noch nachbluteten auf heimischer Erde; ich hörte es, wie die heilige Allianz bei dem dreieinigen Gotte schwur, ihre treuen Völker, die das heiße Herzblut dem Vaterlande geopfert, zu beglücken. Damals glaubte auch ich, daß ein Volk, welches so tapfer und so siegreich gewesen, auch glücklich werden müßte, und daß eine neu aufgehende Sonne der Gerechtigkeit erlösen würde mich traurig einsames Denkmal der Anekdote von Sans-Souci! — Ach, mit den trüben Erfahrungen von fast einem Jahrhundert bereichert, ließ ich mich dennoch von meinen Hoffnungen verführen zu dem leichtsinnigen politischen Aberglauben des gutmüthigen Volkes! — Abermals ist ein Menschenalter seitdem hingegangen, und hier stehe ich noch immer festgebannt und harre auf die Stunde meiner Erlösung, welche vielleicht nie schlägt! — Warum mußte auch die tragische Ironie des Schicksals gerade mich, eine harmlose Windmühle, zum Denkmal der Gerechtigkeit erwählen? — Die unseligen Geister, welche verdammt sind, ihrer irdischen Sünden wegen auf Erden zu wandeln, werden erlöst, wenn ihre Zeit erfüllt ist, oder wenn durch eine That der Sterblichen ihr Bann gebrochen wird. — Selbst die unschlüssige wittenbergisch philosophirende Hamletsnatur kann sich nach langen Monologen endlich zur That ermannen und den armen, irrenden Geist der begrabenen Majestät von Dänemark er-

Staats-Bibliothek Bamberg

lösen, wird aber die Hamletsphilosophie des deutschen Volkes sich je ermannen zu dem Werke meiner endlichen Erlösung?!" —

Hier konnte ich mich nicht länger halten. Ich stürzte auf die Mühle los, umschlang sie mit einem Arm, während ich mit dem andern — Hand und Depesche hoch emporhielt. — „Ja, edle Mühle, Sie sind erlös't! — Lesen Sie hier! Das Kammergericht zweiter Instanz hat den Mann freigesprochen, der für ein freimüthiges, patriotisches Wort durch die erste Instanz verdammt sein sollte, seine Bürgerehre zu verlieren und im Kerker dafür zu büßen, daß er seinen Mitbürgern das Gesetz auslegte, in welchem ihnen ein heiliges Recht verbrieft ist. Ein neues Meteor der Gerechtigkeit ist aufgegangen, und Sie können nun in Frieden eingehen in die langersehnte Grabesruhe!" — Wir lagen uns sprachlos lange Zeit Brust an Brust. Die Mühle hielt mich mit vier Armen umschlungen, ich sie mit zweien, was gerade sechs ausmacht, eine Umarmung, wie sie so effectvoll noch bei keinem dramatischen Dichter der Neuzeit vorgekommen.

Endlich, nach einem langen, langen Kusse riß sich die Mühle aus meinen Armen los. „Und jetzt noch eine Bitte! Nenne mich Du!

Ich habe Deinesgleichen stets beneidet
Um dieses Vorrecht der Vertraulichkeit."

„Sei mein Freund,“ sprach sie mit fast von Thränen der Freude und der Wehmuth erstickter Stimme. — „In des Wortes verwegenster Bedeutung,“ erwiederte ich. „Und nun,“ fuhr sie fort, „nimm dies zum Andenken an diesen schönen Moment unsers Freundschaftbundes, der zugleich unsere Scheidestunde sein muß,“ und bei diesen Worten griff sie mit einem Flügel in ihren Busen hinein und zog einen Mühlstein hervor, den sie mir an einem himmelblau gewässerten Bande um den Hals hing. „Jetzt lebe wohl!“ — Mit abgewandtem Gesichte reichte sie mir einen Flügel, worauf ich noch einen heißen, langen Kuß drückte, und plötzlich war sie verschwunden. — Zu meinen Füßen aber sah ich einen mit frischen Blumen geschmückten Grabesrasen und darauf ein Kreuz mit folgender Inschrift:

„Hier ruht die Mühle von Sans-Souci. Durch Gerechtigkeit wurde sie zu einer langen Lebensstrafe verurtheilt, durch Gerechtigkeit wieder vom Leben zum Tode gebracht!

Wanderer, weihe ihrer Asche eine Thräne!“ —

Lange stand ich noch sinnend an diesem Grabe und dachte große Gedanken. Endlich aber rief mich die Signalglocke der Eisenbahn zur Rückkehr nach Berlin. Als ich — auf dem Wagen erst wieder zur Besinnung gekommen — den mir um den Hals hängenden Mühlstein, welcher die allgemeinste Aufmerksamkeit

meiner Mitpassagiere erregte, genau besah, fand ich, zu meinem Erstaunen, daß es ein Diamant vom reinsten Wasser war.

Wäre ich nun ein gewöhnlicher Romanschreiber, welcher seine Lügen unter dem Namen Poesie in die Welt hineinschickt, so würde ich das thun, was Jeder hier erwartet, nämlich die Geschichte mit der Windmühle von Sans-Souci hier geendigt sein lassen und meine Zuhörer in der elegisch wehmüthigen Stimmung erhalten, welche der schöne Tod der Mühle und der mit Blumen geschmückte Grabhügel, auf den der Freiherr von Münchhausen in malerisch tiefsinniger Stellung eine Thräne fallen läßt, in jeder gefühlvollen Seele nothwendig hervorrufen muß. — Allein da die strengste Wahrheit meinem Herzen Bedürfniß ist, so kann ich weder der Aesthetik noch der Rührung irgend einen Vorschub auf Kosten meiner Gewissensruhe leisten. Ja, mir ist es nicht einmal um den gewöhnlichen, erlaubten Kunstgriff der Ueberraschung zu thun, ich sage es jetzt gleich, daß die Mühle nochmals eine Rolle in meiner Erzählung spielt, und daß meine Zuhörer oder Leser nicht zu traurig sein mögen, denn die Geschichte endigt recht lustig mit einer Heirath.

Dies verhält sich aber, wie folgt:

Ich fuhr täglich auf der Eisenbahn nach Sans-

Souci, um das Grab meiner geliebten Mühle mit frischen Blumen zu schmücken, die ich mit meinen Thränen benetzt hatte, und um meinen Gedanken an der Ruhestätte nachzuhängen. — Es mochte etwa drei Wochen nach dem Hinscheiden des geliebten Wesens sein, als ich eines Tages mich mit tiefsinnig auf den Boden gesenkten Augen nach der Grabesstätte begab. — Wer schildert aber mein Entsetzen, als ich, an die Stelle gekommen, statt des Grabeshügels, die Mühle wieder dastehen fand, wie sie leibte und lebte, mit melancholisch langsam auf- und absteigenden Flügeln! — Das Blut gerann in meinen Adern, mein Haar sträubte sich, die Kehle war mir wie zugeschnürt. — — Die Mühle warf mir einen seelenvollen Blick zu, in welchem eine wahrhaft erhabene Trauer lag. Endlich war ich im Stande, folgende Worte hervorzupressen:

„Engel und Boten Gottes, steht uns bei!
Sei Du ein Geist des Segens, sei ein Kobold,
Bring' Himmelslüfte oder Dampf der Hölle,
Sei Dein Beginnen boshaft oder liebreich,
Du kommst in so fragwürdiger Gestalt,
Ich rede doch mit Dir." — —

„Gib Dir keine Mühe, mich weiter mit Hamlets Worten zu beschwören, lieber Münchhausen!" unterbrach mich schmerzlich lächelnd die Mühle; „es lohnt wahrlich nicht, so viel Poesie an mich zu verschwenden, denn die gemeinste Prosa, die schmählichste Criminalprosa hat mich

wieder aus meiner Grabesruhe in die Welt der problematischen Existenzen zurückgerufen. — Forsche nicht nach dem Wie? — Auch das Jenseits hat seine Amtsgeheimnisse, die nicht zu enthüllen sind. Nur so viel genüge Dir, daß in einer fernen Stadt unsers Vaterlandes, welche nahe an Rußland gränzt, die That der Gerechtigkeit, die mich erlöste, von andern Richtern, wenn auch nicht vereitelt, doch aus Menschenfurcht und Menschenrücksicht getrübt worden! — Ach, ich fürchte, daß mir noch das Loos zu Theil werden wird, nach dem Eure Dichter und Könige sich so oft vergebens sehnen, das Loos der Unsterblichkeit!"

Die kalte resignirte Prosa, mit welcher die Mühle das alles äußerte, erschütterte mich mehr, als wenn sie im gewählten Pathos ihren Schmerz herdeclamirt hätte. Es sprach sich gerade in ihrem fast leidenschaftslosen Tone der ganze verbissene Ingrimm einer nagenden Verzweiflung aus, der erhabene Schmerz eines gefesselten Titanen, der den Vulkan, welcher in seinem Innern wühlt, mit kaltem, keuschen Gletscherschnee bedeckt. Der Schmerz großer Seelen kleidet sich mit einer Decenz, welche kleine Menschen nicht begreifen.

Aber ich begriff die unglückliche Mühle von Sans-Souci und ihren namenlosen Schmerz, den ich nicht durch irgend eine Aeußerung des Beileids, welche doch zu sehr nach der Convenienz des Alltages geschmeckt hätte, ent-

weihen wollte. Ich drückte schweigend mit nassen Augen einen ihrer Flügel an mein Herz: „Wir sehen uns bald wieder!“ sagte ich, und eilte von dannen.

Auf dem Rückwege beschäftigte mich lediglich der Gedanke, wie der unglücklichsten aller Windmühlen zu helfen sei. — Ich sann lange ohne Erfolg hin und her. — Die Erlösung etwa durch Connexionen mit Präsidenten herbeiführen zu wollen, wäre ein thörichtes, sogar schädliches Beginnen gewesen, da nur ein freier, durch nichts getrübter Act der Gerechtigkeit dieses große Werk vollständig vollbringen konnte. — Ich muß gestehen, daß mir die Rechnungsablage über das Budget unsers Staatshaushalts, wie ich solches in Intervallen von drei, vier und sieben Jahren behufs der Volksaufklärung für die Staatszeitung zu arbeiten gehabt, kaum so viel Kopfbrechens verursachte, als der Gedanke, was ich denn eigentlich für meine theure Freundin von Sans-Souci thun könne.

Mit einem Male durchzuckte ein glücklicher Einfall, wie ein Blitz, meine Seele. „Ich hab's, ich hab's!“ schrie ich begeistert; „die Mühle muß heirathen!“ und dabei fuhr ich in meiner Ekstase so mit den Händen nach allen Seiten um mich, daß einer der verdutzten Passagiere, welchem Diefenbach erst vor Kurzem eine nagelneue griechische Nase angesetzt hatte, schon fürchtete, durch meine wilden Bewegungen um die Frucht der herrlichsten rhinoptastischen Operation gebracht zu werden, und daher

seinen Platz mit einem seiner Bekannten wechselte, welcher in sicherer Entfernung von mir saß. „Ja, sie muß heirathen, damit sie die schauerliche Einsamkeit weniger fühlt, damit im trauten Familienleben ihre Sehnsucht nach dem Grabe gemildert, vielleicht für immer gehoben werde.“

Jetzt wird Jeder, der die Münchhausens nicht näher kennt, glauben, daß ich bei diesem Heirathsplane auch an mich dachte. Keineswegs. Die Freiherren von Münchhausen waren, als geborne Malteserritter, nie vermählt, sondern haben immer nur platonisch geliebt. — Sollte mir nun Jemand einwerfen, wie das wohl bei meinem uralten Stammbaume, der, wie bekannt, noch über die Weltgeschichte hinausgeht, möglich wäre, so begnüge er sich mit der Antwort, daß bei den Freiherren von Münchhausen noch kein Ding unmöglich gewesen. — „Ja, sie muß heirathen,“ so jubelte ich noch, als wir auf dem Berliner Bahnhof ankamen, „und zwar meinen Freund den unglücklichen Assessor, dann ist beiden geholfen!“

Mit meinem Freunde hatte es aber folgende Bewandtniß:

Dieser war seit mehreren Jahren unbesoldeter Assessor und hatte, obgleich er bürgerlich war, dennoch viele Schulden, was, wie man sich im Vertrauen erzählte, gerade eben darin seinen Grund haben sollte, weil er keinen Gehalt empfing. — Daß sich mein Freund nach Avancement und nach Besoldung sehnte, bedarf daher wohl kei-

ner Erwähnung. Endlich war eine besoldete Stelle vacant; er meldete sich dazu, in der freudigen Gewißheit, daß sie ihm nicht entgehen werde, da er ein fleißiger, tüchtiger Arbeiter ohne Reste war, und er sich auch stets von Hofjäger- und dergleichen Excessen, zu denen nur geniale Leute von Geblüt zugelassen werden, fern gehalten hatte. Eines Tages wurde er auch richtig zu einem über diese Angelegenheit zu haltenden Colloquium zu seinem Chef citirt; denn ein Colloquium ist heut' zu Tage die civilisirte und humane Uebersetzung des harten Wortes: Gewissens-Inquisition!

Mit seinen grünsten Hoffnungen und seinem schwärzesten Fracke ausgerüstet — denn mein Freund hatte zwei schwarze Fracks, von denen der eine jedoch etwas in's Weißliche spielte — begab sich der glückliche, unbesoldete Assessor zu seinem Vorgesetzten in der festen Hoffnung, daß er diesen als besoldeter Assessor wieder verlassen werde. — Das Colloquium war von summarischer Kürze.

„Sie sind bürgerlich?"

„Aufzuwarten, Excellenz!"

„Haben Sie Schulden?"

„Ich muß gestehen, Excellenz; aber" — —

„Wenn Sie gestehen müssen, daß Sie Schulden haben, so sind Ihre Ansprüche auf eine Gehaltszulage völlig gehaltlos (der Präsident belächelte dabei wohlgefällig sein feines Wortspiel); vielmehr ertheile ich Ihnen

noch hiemit einen Disciplinar-Verweis wegen muthwilligen Schuldenmachens, und werde diesen in Ihre Conduitenliste eintragen lassen!" —

„Aber Excellenz, ich werde im Stande sein, meine Schulden, die ich als unbesoldeter Assessor zu machen gezwungen war, aus dem ersten Jahresgehalte zu tilgen, welche die besoldete Stelle bringt!" —

„Aus Ihren Räsonnements zu schließen, gehören Sie zu den unruhigen neuerungssüchtigen Köpfen, welche der Staat nicht gebrauchen kann. Ich werde Sie in eine Kategorie mit dem Assessor setzen, welcher sich anmaßte, in einer juristischen Zeitschrift einen wissenschaftlichen Aufsatz gegen das Ehegesetz zu schreiben und der daher niemals mehr zum Avancement vorgeschlagen werden darf. — Uebrigens bin ich höchlichst entrüstet über die Anmaßung, mit der Sie es wagen, auf eine Gehaltsstelle Ansprüche zu machen, da es doch Ihre Pflicht ist, zu wissen, daß nur Präsidenten und Räthe die gesetzliche Befugniß haben, Schulden zu machen, nicht aber Referendarien und Assessoren; und hiemit Gott befohlen!"

Todtenbleich stürzte der Assessor auf mein Zimmer. „Es ist Alles aus, wenn Du mir nicht so viel vorschießest, daß ich meine Schulden tilgen kann!" schrie er mir entgegen. —

„Ich dir Geld vorschießen!" rief ich, fast mitleidig mich und ihn belächelnd. „Weißt Du denn nicht, wie ich

selbst mit meinen Gläubigern stehe? — Die lumpigen 2000 Thaler, die ich vom Berichtigungs-Bureau ziehe, gehen darauf für Schnupftaback und Glacéhandschuhe und Theaterbillets!"

„Aber könntest Du nicht mir zu Liebe den brillantnen Mühlstein am himmelblauen Bande, wenn auch nicht verkaufen, wenigstens versetzen?" —

„Freund, davon rede mir nicht; dieser Stein wird nie wieder von meinem Halse kommen, selbst im Grabe nicht. — Doch damit Du siehst, daß ich Dir helfen will: hier hast Du eine bürgerlich farbige Eintrittskarte zu dem Hofmaskenfeste und hier einen rosenrothen, freilich schon etwas gebrauchten Domino, der sich bei Licht jedoch noch immer recht gut ausnimmt. Versuche damit Dein Glück. Gehe auf Abenteuer aus. Verliebe Dich in eine schöne Maske, besonders in eine reiche Adelige, die Dich, wie mir Deine bekannte Liebenswürdigkeit es verbürgt, bis zum Sterben wieder lieben wird. Die heirathest Du und bist ein gemachter Mann. Auf diese Weise nimmst Du Dir auch Satisfaction für den Paragraphen des schlesischen Adels-Statuts, welcher dem armen Adeligen unter Umständen erlaubt, ja anräth, eine reiche Bürgerliche zu heirathen, um mit dem bürgerlichen Gelde den dürren Stammbaum wieder frisch zu begießen. — Gehe und sei glücklich!" —

Mein Freund ging, war aber nicht glücklich. — Er

verfolgte durch die glänzenden, von buntem Gewühle belebten Räume eine als Königin der Nacht gekleidete Maske, deren Kostüm wie deren Haltung beim ersten Anblick seine Aufmerksamkeit und zehn Minuten später sein Herz unaufhaltsam anzog. Ihre unter der Larve hervorbrennenden Augen schienen ihn zur Verfolgung aufzufordern. Endlich als Alles sich demaskirte und die schöne Maske unter ihrer Larve auch ein leidliches Gesicht herausschälte, war es ihm vergönnt, sich an sie zu wenden. Die Aufregung seines Innern gab ihm Muth und Worte. — Er trug ihr auf der Stelle sein Herz und seine Hand an, doch, wie vom Donner gerührt, sank er zusammen, als ihm die so Angeredete erklärte, daß sie eine Clarissennonne aus dem Gefolge des Paters Gaßler wäre, und daß also von einer Heirath keine Rede sein könnte.

Wild stürzte er fort in den weißen Saal hinein, trat dabei dem König Nobel auf die Füße und soupirte aus Verzweifelung warm, was alles den bürgerlichen Gästen nicht erlaubt war, bis ihn ein Ordnungsmarschall mit den Worten andonnerte:

„Herr, wie kommen Sie dazu, im weißen Saale sich aufzuhalten und warm zu essen? — Haben Sie denn keine Idee von ständischer Gliederung?“ —

Mit diesen Worten wurde er mehr aus dem Saal hinausgeworfen als hinausgeschoben.

Wüthend kam mein Freund am nächsten Morgen zu mir. „Es ist aus mit mir; ich verzweifle; ich stürze mich entweder in die Spree oder lasse mich bei der literarischen Zeitung engagiren;" und so rannte er wieder fort. Ich war ruhig; ich wußte, daß er beides nicht thun würde.

Am Tage nach diesem Vorfalle erlebte ich die tragische Scene in Sans-Souci und hatte auf der Eisenbahn den glücklichen Gedanken, zwei unglückliche, mir so theure Wesen durch eine Heirath wieder mit dem Leben auszusöhnen.

Ich eilte zum Assessor (der wirklich schon aus Verzweiflung einen Artikel für die literarische Zeitung unter der Feder hatte), theilte ihm die Geschichte mit der Windmühle und meinen Plan mit; stellte ihm vor, welch' eine ausgezeichnete Partie er an meiner Freundin von Sans-Souci machen würde. Die Mühle hat ihr hinreichendes Brod, eine feste Anstellung, ist bei Hofe angesehen, gegen ihren Ruf kann nicht das Mindeste aufgebracht werden, und ihr Herz kenne ich. —

Alle Einwendungen meines Freundes, daß es z. B. bedenklich wäre, eine Frau zu heirathen, die mit vier Armen um sich schlägt, die sich von jedem muthwilligen Windbeutel, er mag kommen, woher er wolle, die Cour machen ließe, und daß besonders das ewige inwendige Klappern den Hausfrieden stören müsse, schlug ich durch gewichtigere Gegengründe in die Luft. Zuletzt sagte ich ihm: „Heirathe Du nur immer getrost zu. Gefällt Dir

später Deine Frau nicht, so hast Du ja ein vortreffliches Mittel, sie immer los zu werden! Du wirst nämlich Präsident, gibst ein Beispiel von enormer Gerechtigkeit, und die Mühle von Sans=Souci verschwindet für immer und Du bist der glücklichste Wittwer von der Welt. —

Diese Argumentation gab den Ausschlag:

Mit der Mühle brauchte ich nicht viel über diesen Gegenstand zu sprechen; sie hatte ihr Schicksal ganz in meine Hände gelegt, sie war gewissermaßen mein Adoptivkind.

Eines Tages hätte ein gefühlvoller Wandrer, der sich nach Sans=Souci verirrt, Zeuge einer wahrhaft rührenden und herzerhebenden Scene sein können. — Eine Windmühle und ein Assessor knieten vor dem Freiherrn von Münchhausen, der segnend seine Hände über das liebende Paar ausstreckte.

Die Mühle von Sans=Souci ist jetzt glückliche Kammergerichts=Assessorin erster Instanz, ihr Gatte hat seine Schulden bezahlt und wird durch den historischen Einfluß seines lieben Weibchens wohl bald zum Rath und dann zum Präsidenten avanciren.

Die Moral dieser Geschichte aber ist, daß der Deutsche niemals verzweifeln soll; es findet sich immer ein Münchhausen, auf den er seine letzte Hoffnung stützen kann.

IV.

Zur Leichenfeier

des

hingeschiednen ersten Jahrtausends

des deutschen Reichs.

„Wenn Bettler sterben, erscheinen keine Kometen", sagte Cäsars Gattin Calpurina, um den Imperator vor den Iden des März zu warnen. Allein auch diese stolze astronomische Beobachtung am Himmel der Aristokratie ist in unsrer Gegenwart zu Schanden geworden, wie so viele andre weiland reichsunmittelbare Ideen und Vorurtheile, die jetzt mediatisirt sind.

Ein Bettler ist gestorben und ein Komet ist erschienen; der Bettler aber ist das erste Jahrtausend des deutschen Reichs, und der Komet kein anderer als der jetzt plötzlich am Horizont aufgetauchte, eine Erscheinung, welche selbst die loyalsten deutschen Astronomen mit einem Male zu himmlischen Demagogen umwandeln konnte; denn dieser Komet kam allen Sternkundigen wie eine himmlische Juliordonnanz über den Hals, unerwartet, unberechnet, und es wäre daher kein Wunder, wenn unsre Sternwarten sich empörten gegen solche Willkür unhistorischer Himmels-Ordonnanzen, und als Garantie

für die Zukunft eine octroyirte Sternencharte verlangten. — Der Himmel aber, der von jeher ein arger Feind ständischer Gliederung war und überhaupt voll communistischer Grundsätze, hat wieder dadurch, daß er einen Kometen abgesandt, um einer Bettlerleiche die letzte Ehre zu erweisen, gezeigt, wie er auf der Seite der Armen und des Volkes steht. Allein das Volk begreift in seiner Gedrücktheit den Himmel nicht, zu dem es kaum aufzuschauen wagt, und darum ist auch die frohe Zuversicht der That von der Erde gewichen.

Der Himmel gießt seinen befruchtenden Regen auf die lechzenden Fluren hinab, damit die Erde sich bräutlich schmücke mit der frischen duftigen Pracht ihrer Wälder und Blüthen, zur Freude aller ihrer Menschen, damit alle Menschen gesättigt werden von der wuchernden Fülle ihrer Saaten; allein Millionen verstoßener Kinder eines Vaters und einer Mutter verschmachten mit ihrem Erdenbürgerbriefe in der Tasche, hungernd im Angesichte der Segensfülle und Freude, welche von den Wenigen eingeerntet werden, die ihr Glück ein Recht nennen!

Der Himmel läßt zürnend ob solcher Frevel seine Donner rollen und schleudert seine Blitze in die stolzen Prachtbauten, welche die Hütten der Armuth hoch überragen, um eine Lehre zu geben den Gewaltigen und den Gedrückten; allein wenn die Wetter verhallt sind und die

Mächtigen aufgehört zu zittern, dann verbieten sie den Armen, die Donner gehört und die Blitze gesehen zu haben. — Der Himmel schickt den Gebeugten und Kleinmüthigen seine heiße, glühende Sonne, daß sie das geduldige, zahme Blut in Gährung bringe, bis es aufwallt zur Thatkraft; allein die matten Sklaven sinken bei ihrer schweren Frohnarbeit ohnmächtig zusammen vor der Sonnengluth, welche sie stärken sollte. — Da sendet der Himmel seine Todesengel auf die zertretene, geknechtete Erde, Hunger, Krieg, Fluthen, Feuer und Seuchen mit all' ihren Schrecken, um durch Jammer und Verzweiflung in dem ausgedörrten Herzen der Menschen das stolze Bewußtsein ihres Menschenrechts und ihrer eingebornen Gotteswürde und Gottesfreiheit zu erwecken; allein es gibt Völker, die auch dann die communistischen Lehren des Himmels nicht verstehn, die in ihrer Unwissenheit sein Strafgericht verläugnen, um, wie ihre geschäftigen Pfaffen es ihnen rathen, noch zerknirschter und inbrünstiger den selbstgeschaffenen Götzen der Menschengewalt und Menschensatzung anzubeten.

In unserm Unmuthe wundern wir uns oft über die Geduld des Himmels mit unsrer Erdenwirthschaft; aber wahrlich, der Himmel hat mehr Ursache, sich über die schreiende Geduld der Menschen zu verwundern, welche ruhig unter dem angeerbten Weh keuchen und erliegen — weil sie Enkel sind! —

Daß das dahin geschiedne erste Jahrtausend des deutschen Reichs ein Bettler gewesen, werden freilich alle diejenigen bestreiten, welche viel mittelalterliches Hausgeräth aus seinem Nachlasse geerbt haben, wie z. B. alte Kölner Dome, gemalte Glasfenster, allerlei Ritterwappen, dürre Stammbäume, zerfressene Pergamente aus der Bibliothek des historischen Rechts u. dgl. Allein, fragt die mehr als dreißig Millionen bürgerlichen Enkel, welche das Jahrtausend hinterläßt, was sie denn eigentlich geerbt, und sie werden Euch wehmüthig antworten, daß sie aus dem Dankbarkeitsfond ihres Herzens kaum die Begräbnißkosten erschwingen können, um die Leiche des tausendjährigen deutschen Reichs mit Ehren zu bestatten.

Wohl sind tausend Jahre einer geschichtlichen Volksexistenz für das kurzlebige Menschengeschlecht ein gigantischer Zeitgletscher, zu dessen umnebelten Höhen unser gemessenes Bewußtsein nur mit Anstrengung und Gefahren emporklimmen kann! Auch die reichste Phantasie ist nicht reich genug, als ganzes Bild fassen zu können eine tausendjährige Geschichte mit ihren Kämpfen und Leiden, mit ihren vielen Millionen Menschen, welche einer kurzen Gegenwart angehörten, bis die geschäftigen Todtengräber sie alle einscharrten, um Raum für neu anstürmende Generationen zu machen, welche ebenfalls in den wilden Todtentanz der Zeit hinein gezogen wurden, bis

diese endlich zu uns gelangte, um auch uns ihre knöcherne Hand zu reichen! Wer kann es fassen, wie von allen diesen in Staub zerfallenen und verwehten Millionen jeder einzelne wieder ein Mensch für sich war, mit seinen eigensten Gedanken und Schmerzen, mit seiner Lust, seiner Liebe und seinen großen und kleinen Leidenschaften, mit seinen Lastern und seinen Thorheiten? — Wer kann die beflügelten oder die matten Herzensschläge jedes Einzelnen dieser vernichteten Menschen noch vernehmen, oder dem Gedanken nachkriechen, der in jedem Gehirn seine eigene, berechtigte Gestaltung annahm?

Wenn wir daher die Geschichte nach den Generationen schätzen, welche in ihr auf- und untergegangen sind, dann wäre die tausendjährige Geschichte Deutschlands eine sehr reiche, denn sie hat ungeheure Menschensummen verspielt gegen die Zeit, und sie ist noch immer nicht erschöpft; sie setzt auch uns auf's Spiel, und wird uns verlieren.

Allein die Völker haben in der Beurtheilung ihrer Geschichte das Recht des Eigennutzes. Sie fragen nicht nach den Summen derer, die vor ihnen gelebt; nicht danach, wie die Menschen auf dem ihnen angewiesenen Erdenraume sich gedrängt und gestoßen haben; nicht nach den kleinen, allmäligen Uebergängen und Abstufungen der alten Sitten und Anschauungen bis zu dem, was wir das Moderne nennen; nicht danach, was ein einzelner privilegirter Stand als glorreich aus seiner

Vergangenheit präconisirt; sie messen vielmehr die Zeit nach dem Chronometer des politischen und geistigen Fortschrittes; sie fragen: Welche Flüsse stürzen sich denn von den Gletscherhöhen eines tausendjährigen Reiches herab, um unsere dürre Gegenwart zu erfrischen und zu befeuchten? — Welche Besitzthümer haben unsere Vorfahren durch ihr Blut und ihren Tod für uns, ihre Enkel, errungen? — Wo ist der Nachlaß jener Geister, welche vor uns gelebt und gelitten haben, um das feudale Dunkel ihrer Gegenwart und ihrer Zukunft mit der Fackel der Erkenntniß zu verscheuchen? — Wo ist der Ertrag jener Erfindungen und Entdeckungen, auf welche unsere Nation so stolz ist? — Was haben diejenigen, welche sich zu den Vormündern der Völker aufgeworfen, mit dem Erbtheile unserer Freiheit gemacht?

Den Schlüssel zum Verständniß unserer entwürdigten Gegenwart bieten uns die wenigen Glanzpunkte unserer Vergangenheit. — Noch vor der Geburt des abgeschlossenen deutschen Reiches herrschte — Carl der Große, ein Mann im vollsten Vollgewichte des Wortes, dem man in seiner eisernen Zeit wohl den Schmuck der eisernen Krone gönnen durfte; und wer beherrscht jetzt das zersplitterte Deutschland? — Wo sind die großen Nachkommen des Großen noch aufzusuchen und zu finden? — Etwa in Coburg, allwo die Vertreter des Volkes verjagt werden, weil sie das Unglück ha-

ben, Serenissimus zu mißfallen? — Oder in Nassau, Lippe-Detmold und all' den andern deutschen Landen, deren Fürsten es dem großen Carl nachthun zu können glauben, wenn sie ihre Unterthanen für besiegte heidnische Sachsen ansehen und danach behandeln? — Wahrlich, nie war ein Herrscher so todt und so unsterblich, als der große Frankenkaiser, dessen Staub ruht im Dome zu Aachen, und dessen Geist im Himmel sein muß, denn auf Erden ist in keinem genealogischen Kalender eine Spur von ihm zu finden!

Die Erfindung Gutenbergs, welche vor vier Jahrhunderten die Geister zu den Waffen und zum Siege rief gegen die Knechtschaft des finstern Feudalismus, diese kühne, unblutige That des deutschen Genius, welche den ganzen Erdkreis sich unterwarf, bezahlt das jetzige Deutschland mit der Schmach der Censur! — In Spanien, allwo die Kerker der Inquisition erst durch den Attila der Aufklärung, durch Napoleon zerstört wurden, herrscht vollkommene Preßfreiheit, ebenso unter den Schwarzen von St. Domingo und in den englischen Verbrecherkolonien von Australien; nur Deutschland, das mit stolzer Eifersucht die Erfindung Gutenbergs gegen die Ansprüche anderer Nationen vertheidigt, das intelligente, ideale, tiefe, philosophische Deutschland ist noch nicht reif, preßfrei zu sein, wie Spanien, St. Domingo und Botany-Bay! — Ganz Deutschland steht

in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts unter der Herrschaft der Censurknute, und gibt's in irgend einer fernen Provinz eines deutschen Landes keinen Mann mehr, welcher den Muth hat, das Amt eines Geistesschergen zu übernehmen, so wird aus der Residenz ein junger, williger Censursatrape geschickt, welcher den Maßstab seines beschränkten Unterthanenverstandes an den von Gott eingesetzten Geist legt, und der sicherlich Carriere macht, wenn er seinen Pflichteifer durch die Leichen von tausend gemordeten Gedanken legitimirt, wie man auch im Orient die abgeschnittenen Köpfe feindlicher Beduinen mit Prämien honorirt.

Vor länger als drei Jahrhunderten hat Martin Luther mit Wort und That protestirt gegen die Anmaßung der römischen Gottesstatthalterschaft auf Erden, und finden wir nicht in deutschen Ländern, deren Unterthanen, wie deren Fürsten, ihr Glaubensbekenntniß nach der großen That Luthers benannt haben, mehr als einen Statthalter Gottes auf Erden? — Steht nicht in jedem protestantischen Consistorium ein Stuhl Petri, auf welchem ein kleiner Papst das Amt der Schlüssel handhabt, und löset und bindet, und Blitze schleudert und Ketzer in den Bann thut? — Hat nicht das protestantische Deutschland noch täglich die Schmach protestantischer Canossatage zu ertragen?

Wahrlich, es bedarf keiner weitern Paralellzüge,

um die bittere Armuth darzustellen, in der unser erstes deutsches Jahrtausend gestorben ist, eine Armuth, welche gerade durch die deutsche Intelligenz noch greller gehoben wird; denn der deutsche Geist leuchtet in allen Winkeln umher, um nach dem Nachlasse von tausend Geschichtsjahren zu spähen, und überall findet er leere, ärmliche Räume, die ihn anstarren, oder eine Rumpelkammer voll mittelalterlichen, verkommenen Hausraths, das er gern den geistesarmen Majoratsherren überläßt, welche aus dem Moder noch einige Lappen hervorscharren, mit denen sie sich schmücken können.

Und weil dieses Jahrtausend auch so gar arm gewesen, haben, wie es einmal so der Weltlauf ist, die dreiunddreißig Millionen enterbten Enkel, welche dasselbe hinterläßt, es fast ganz und gar überhört, wie der Wecker in der großen Uhr der Zeiten rollend sein Pensum ablief, und wie die Scheere der Parze erklang, und das Richtschwert der Geschichte schauerlich in sich erdröhnte, gleich dem Schwerte des Scharfrichters in der Nähe eines ihm verfallenen Opfers.

Die deutschen Fürsten aber, die es sonst wohl lieben, mit ihren Völkern große und kleine geschichtliche Todtenfeste und Jubiläen gemeinschaftlich zu feiern, da sich bei solchen Gelegenheiten mancher Toast und mancher Trinkspruch, welche in unserer Zeit die Stelle der That vertreten, anbringen läßt, haben es dieses Mal aus

weiser Vorsicht unterlassen, ihren Unterthanen den Tod des heimgegangenen Jahrtausends durch schwarzgeränderte Amtsblätter und Staatszeitungen officiell anzuzeigen und eine Hof- wie allgemeine Landestrauer allerhöchst zu verordnen, weil sie bei diesem Anlaß noch mehr als vier Fragen der deutschen Nation fürchten, welche schwer zu beantworten sein würden.

Der Himmel selbst mußte sich daher der Bettlerleiche eines deutschen Jahrtausends erbarmen, und einen Kometen abschicken, der einsam den Sarg desselben auf den Friedhof der Zeiten geleitet.

Freilich ist sonst das Princip der Gleichheit unwandelbares Gesetz des Himmels. Er breitet liebend über die Leiche eines armen, müden Werkeltages denselben prächtigen, silbergestickten Trauerteppich aus, der sich über den letzten Tag einer großen Geschichtsepoche niedersenkt, und an dem Katafalke beider flüstert die Nacht ihre rührenden Trauerpsalmen. Allein der Himmel wollte zugleich diesmal mit seinem Kometen den Deutschen ein Zeichen geben, daß sie einmal aufsehen von ihrer Actienerde, und einmal denken, statt zu speculiren, und inne werden, daß der ganze deutsche Bund und die vielen Tausende deutscher Censoren und deren Helfershelfer nicht im Stande sind, diesem ebensowenig „anständigen als wohlmeinenden“ Ausrufungszeichen der Verwunderung am nächtlichen Firmamente, dieser lakoni-

schen, inhaltsschweren Schrift, welche ganz Deutschland gratis lesen kann, das Imprimatur zu verweigern oder gar das ganze Himmelsdebit deshalb zu verbieten, und darin liegt eine große Lehre für jede Nation, besonders aber für die deutsche, die es am meisten angeht!

Ueberhaupt verbindet ein so außerordentlicher Himmelsbotschafter, wie ein Komet, mit seinem Hauptzwecke noch mehrere praktische, geheime Nebenzwecke, ganz ähnlich einigen unserer großen Botschafter und Diplomaten, deren Hauptzweck es eigentlich ist, klug zu sein, und die daneben auch noch dumm sind.

So bedeutet der jetzige Komet einmal ein gutes Weinjahr. — Wenn nach hundert Jahren ein Fürstencongreß beschließt, die Ruinen der bairischen Walhalla und der Münchener Frohnveste wieder auf Kosten des deutschen Volks auszubauen zur Belebung des deutschen Nationalbewußtseins, dann wird abermals ein österreichischer Erzherzog in 1843r Johannisberger, aus dem Nachlasse des Fürsten Metternich, einen Toast ausbringen: „Kein Oesterreich, kein Preußen, sondern ein einiges Deutschland!“ — und sämmtliche anwesende Fürsten werden ob solcher Worte und solchen Weines sehr gerührt sein!

Zweitens bedeutet der jetzige Komet ein großes Unglück, das sich in diesem Jahre noch ereignen wird. Die Literarische Zeitung und die Evangelische Kirchenzeitung

werden beide verboten werden, weil sie sich gegenseitig als zu liberal denuncirt haben; die Staatszeitung aber wird aus Entsetzen über diesen Vorfall eines plötzlichen Todes sterben.*) Preußen wird unter sothanen Umständen gar kein Blatt mehr, nicht einmal ein Feigenblatt besitzen, um seine literarische Blöße bedecken zu können, was doch für einen gesitteten, verschämten Staat ein großes Unglück ist.

Drittens bedeutet der Komet ein Unglück, das unserm Staate in diesem Jahre bereits widerfahren ist, nämlich daß auch endlich unsere Postverwaltung einem gefährlichen Broschürenkampfe ausgesetzt worden. Diese Behauptung, daß ein literarischer Angriff gegen das Postwesen ein allgemeines Nationalunglück sein soll, klingt allerdings wunderbar paradox, und doch verhält sich dieses, wie folgt:

Ein guter Polizeistaat hat nämlich nicht bloß Sündenböcke, als da sind: Schriftsteller, schlechte Presse, Rationalismus, Juden, hohle Theorieen u. dergl., welche solidarisch für die ganze Demoralisation der Welt haften und leiden müssen, sondern auch Tugendböcke, welche in ihren hochpotenzirten Vorzügen die Tugend des ganzen Staats repräsentiren und sich vor jeden Riß stellen müs-

*) Diese Prophezeihung ist theilweise schon in Erfüllung gegangen. Die Staatszeitung hat aufgehört, zu sein; an ihre Stelle ist die „Allgemeine Preußische Zeitung" getreten. Indeß mutato nomine de te fabula narratur!

sen, welcher dem kritisch prüfenden Auge die Mängel und Schwächen der Staatsverfassung entdecken könnte. — Unser Staat hatte früher zwei solche Tugendböcke: die Intelligenz und das Postwesen. Doch es muß seine guten Gründe haben, der Intelligenzbock ist nun schon seit geraumer Zeit unter die Sündenböcke gestoßen worden; wahrscheinlich hat man entdeckt, daß die deutsche Intelligenz kein edler Zuchtmerino ist, sondern von den bürgerlichen Haidschnucken der Lüneburger Haide abstamme. Es blieb dem Staate daher nur noch ein Tugendbock, das Postwesen, übrig. Dieser hat auch bisher das Seinige redlich geleistet, und daneben sogar noch den ausgeschiedenen Intelligenzbock reichlich ersetzt. Durch die Musterhaftigkeit des preußischen Postwesens wurde bisher noch jeder den preußischen Zuständen gemachte Vorwurf entwaffnet und sehr beschämt. Sprachen ausländische oder deutsche Blätter von dem illiberalen Principe unserer Administration, gleich wurde darauf geantwortet, daß aus wahrer Liberalität das Passagiergeld der Personenpost auf 5 Sgr. die Meile gesetzt wäre, und daß wöchentlich zweimal auch eine Post von Kreutzburg nach Zinten gehe. Hielt man sich über Censur- und Preßbeschränkungen auf, so wurde dagegen angeführt, daß in keinem andern Staate, wie in dem unsrigen, Beschwerdebücher auf den Poststationen ausliegen, in welchen der Reisende frei und offen seine Wünsche und Klagen er-

gießen kann über schlechten Kaffee, ungeheizte Zimmer, grobe Dienstmädchen u. s. w., ohne daß die Censur auch das Geringste dagegen hätte, nur müßte er sich nicht erlauben, einen Antrag auf Aufhebung der Patrimonialgerichte oder auf Einführung von Reichsständen in das Beschwerdebuch einzutragen! Machte ein Schriftsteller seine bitteren Glossen über geistlichen und geistigen Gewissenszwang, gleich blies ein Postillon sein: „Schier dreißig Jahre bist du alt," und jeder unparteiische Hörer mußte gestehen, daß weder die sächsischen noch die bairischen Postillons so gut blasen, wie die preußischen. — Meinte Jemand, es ginge doch bei uns gar zu langsam mit dem Fortschritte, so wurde ihm darauf geantwortet, rascher als 40 Minuten die Meile ginge nirgends eine Schnellpost, und wer Extrapost mit Laufzettel nimmt, wird noch weit schneller expedirt. — Beschwerte sich Jemand über eine grobe Abfertigung, die ihm auf seine bescheidene Vorstellung von irgend einem hohen Staatsdiener geworden, so konnte man ihm auf der Stelle die Versicherung geben, daß den Conducteurs Höflichkeit und Zuvorkommenheit zur strengsten Pflicht gemacht sei, kurz, es gab keinen Vorwurf, keine Kritik inländischer Zu- und Mißstände, welche nicht das vollkommenste aller Postwesen wieder gut gemacht hätte. Wer soll aber in Zukunft die Vertheidigung des Status quo übernehmen, wie kann unser Staat noch ferner an der Spitze der Civilisation stehen,

wenn auch dem Tugendbocke des Postwesens durch Broschüren die Ansprüche auf Vollkommenheit streitig gemacht werden? —

Man sieht also, daß in unserer Zeit auch eine Flugschrift ein Nationalunglück werden kann; an dem allem aber ist der verhängnißvolle Komet Schuld, welcher eigends geschickt wurde, um der Leiche eines armen deutschen Jahrtausends das Ehrengeleite zu geben.

Wir aber wollen uns von dem Kometen nicht bescheinen lassen. Sind wir auch nicht glückliche Erben des verblichenen Jahrtausends, so wollen wir doch die Obsequien desselben feierlich begehen, und am offenen Grabe ein freies Wort über das freie Wort sprechen! —

Freilich sollte man erwarten, daß der Inhalt einer Trauerrede eine Verherrlichung des Todten sein müßte und ein Beweinen unsres Verlustes; allein wir wollen im Angesichte des Grabes ehrlich sein; wir haben keine Thränen für die dahingeschiedene Zeit, die jetzt vor ihrem Richter steht; unsere zornige Wehmuth gilt nur unsrer Gegenwart! — Wir wollen es unsern deutschen Philologen nachthun, unter denen es Männer gibt, welchen in unsrer kleinen Zeit der Geist des klassischen Alterthums noch etwas von der männlichen trotzigen Römertugend erhalten hat. Wie keine anderen Gelehrten haben unsere Philologen bisher noch alle gebotnen Freuden- und

Trauerfeste des Absolutismus feierlich begehen können, ohne vor ihrem Gewissen und ihren Mitbürgern als Heuchler zu erscheinen. — Wird z. B. in Scheerau ein Erbprinz geboren und es ergeht an alle Garnisonen, Kirchen, Schulen und Universitäten das Aufgebot der öffentlichen Freude, dann besteigt, während die Kanonen draußen donnern und die Truppen das Gewehr präsentiren und auf Commando dreimal Hurrah schreien, und die Kirchenglocken läuten und die Prediger auf den Kanzeln mit Bibelsprüchen darthun, daß nicht bloß Scheerau, sondern die ganze Menschheit Ursache hätte, über das freudige Ereigniß zu jubeln und „Hallelujah!" zu singen, dann besteigt in einem düstern, abgelegenen Schul- oder Universitätsgebäude ein Philolog sein Katheder und spricht: De Graecorum verbis mediis, passivis, deponentibus recte discernendis ac de deponentium usu, und thut somit seine amtliche Schuldigkeit ohne eine einzige geheuchelte Phrase über seine Lippen zu bringen. — Ist eine allgemeine Landesrührung bei Gelegenheit eines durchlauchtigen Geburtstags befohlen, dann besteigt abermals der Philolog das Katheder und spricht seine Freude über dieses Ereigniß in einer gelehrten Abhandlung über Optative aus, und denkt vielleicht gar dabei an andere sehr censurwidrige vaterländische Optative oder läßt seine Zuhörer daran denken. — Versetzt ein Fürst wie derjenige, welcher als Vater des

Vaterlandes seine Landeskinder einst nach Amerika verkaufte, um seine Maitressen mit dem Gelderlös zu honoriren, durch seinen Tod den Hof in sechsmonatliche und das Land in sechswöchentliche Trauer, dann besteigt der Philolog wiederum das Katheder in dem schwarz decorirten Auditorium maximum und spricht seinen Schmerz und das Beileid der ganzen gelehrten Republik in einer tiefen Auseinandersetzung aus, was Homer eigentlich unter dem *ἀσβεστος γελως μακαρεων θεων* verstanden! —

Man hat diese philologische Gelegenheits-Rhetorik oft als lächerlich und pedantisch verschrieen; aber man hätte sie ehrenwerth finden sollen. Denn in einer Zeit, in welcher die Wahrheit geächtet ist, sollte sich wenigstens kein Mund zur Lüge hergeben. Die Gewalt hat Mittel, die Wahrheit zu unterdrücken, aber keine, um die Lüge zu erzwingen! —

Statt daher dem Todten noch mit erheuchelter Trauer eine Lüge in's Jenseits nachzurufen, richten wir am Grabe der entschlafenen Zeit an unsre Gegenwart ein freies Wort über

das freie Wort.

Im Lande der Glücklichen, das sehr weit von uns entfernt liegen soll, wird die Zeit nach der Linnéschen Blumenuhr gemessen. — Mit jeder abgelaufenen Stunde

erwacht ein Pflanzengeschlecht aus seinem tiefen Schlafe, schlägt halb verschämt, halb traumselig (denn die Pflanzen sollen gar wunderbar selige Träume haben) die Blumenaugen auf, und klingelt mit den bunten, duftigen Glocken die Stunde aus. — Einen gar herrlichen Klang soll es abgeben, wenn sämmtliche Blumen ihre Kelche schütteln, um einen großen Frühlingsfesttag einzuläuten. — Allein nur die Feen aus dem Gefolge der Königin Mab und einige deutsche Gelehrte, welche das Gras wachsen hören, sind im Stande, die bezaubernden Melodieen des holden Blumenglockenspiels zu vernehmen und zu verstehn.

Wenn uns Deutschen die Zeit nach einer solchen Blumenuhr zugemessen würde und wir überhaupt in einem innigern Verkehre mit Blumen lebten; wenn die Lilien uns ihr keusches Liebesweh klagten, und die muthwilligen Rosen uns die Chronique scandaleuse der Blumenwelt vorplauderten, und jeden Morgen das Vergißmeinnicht mit seinen treuen rührenden Kinderaugen an unserm Bette stände, um uns zu fragen, wie wir geruht, und jeden Abend der lockere Jasmin uns eine „wohlschlafende Nacht" wünschte, wie auch der Blumenprovinzialismus mit unserm gleichlautet, dann verdient man nicht Deutscher zu sein, wenn man nicht unter sothanen Umständen wenigstens ein eben so ausgezeichneter, blumentraumzarter Lyriker wäre, wie Heinrich von

Ofterdingen; dann sprächen und schrieben wir nur in duftigen Blumenräthseln; die „Inländischen Zustände" unsrer Zeitungen wären dann ein orientalisches Selam, aus welchem der Blumencensor mit zarter Gärtnerhand nur einige ihm verdächtige Sinnpflanzen ausrupfte; dann wohnte der holde Blumenfriede in unsrer Brust, und Germanien wäre so selig als die frommen Wünsche der „guten Presse" es haben möchten. —

Allein leider ist es uns Deutschen nicht so gut geworden. Wir leben nicht im Lande der Glücklichen, sondern in einem feuchten, kalten Zuchtgefängnisse, in welchem unsrer Ungeduld die langsam schleichenden Stunden von der Normaluhr auf dem Frankfurter Bundescapitol zugemessen werden. Vor unsern vergitterten Fenstern blüht in wuchernder Ueppigkeit die gendarmeriegrüne und carmoisinblaue Polizeiflora, und bewacht uns mit ihren zärtlichen Blumenaugen. — Wer an diesen holden Pflanzen zum zarten Gefühlslyriker werden kann, der mag's vor seinem Gwissen verantworten, und zur Erhaltung seiner dichterischen Harmlosigkeit um eine allerhöchste Pension einkommen. — Dem wahrhaften Dichter aber, der nicht erst den Censor als Muse anruft, wenn er den Zorn des Peliden singen will; in dessen Brust die Freiheit eines Gottes lodert, während seine Arme mit den Fesseln schmachvoller Knechtschaft belastet sind; der auf kahle Kerkermauern stößt, während ihm

die ganze Welt von Gottes- und Rechtswegen angehört; der jeden freien Menschen an die überquellende Brust drücken möchte und nur Knechte findet; — dem muthet nicht zu, daß er seinen Schmerz betäube in einem hohen Liede der Liebe, daß er sich selbst berauschend in das lyrische Wonnemeer der Schöpfung stürze und den klingenden Weltfrühling besinge, während alle Wunden der Menschheit an seinem Herzen bluten! —

Der Zorn, der wahrhafte Gotteszorn ist die höchste Weihe eines Dichters, an dem die Wundmahle einer schmachvollen, entwürdigten Gegenwart heißer brennen, als an der ganzen stumpfen und gefühllosen Menge; so wurde auch in der Zeit der Offenbarung der Prophet geweiht durch seinen heiligen Zorn über ein entartetes Volk! — Je reicher das Dichterherz an überströmender, begeisterter Liebe ist, die es der ganzen Menschheit offen entgegen trägt, desto reicher und grausamer ist auch sein Zorn über die Knechte und über die Herren. — So ist Apollo, der reichste unter den Göttern, auch der grausamste. — Möge daher die Aesthetik der Feigheit immerhin den politischen Dichter aus dem deutschen Bardenhaine vertreiben wollen; mögen die entmannten Sänger, welche in der Kapelle des heiligen römischen Reichs den schmeichelnden Sopran singen, entsetzt fliehen vor einem Dichter, der zugleich Mann ist; — die harte Hand eines Arbeiters aus dem Volke

wird einmal herzlich die Hand des Dichters drücken, der den Leiden und Hoffnungen, vor Allem aber dem Zorn des Volkes seine Begeisterung und seine Sprache geliehen, dem Manne des freien Wortes, und wahrlich, gegen einen solchen Händedruck schlichter, stummer Dankbarkeit hätte selbst der gefeierte Sänger am Hofe von Ferrara den fürstlichen Lorbeerkranz, dessen Gluth ihm das Gehirn versengte, mit Freuden austauschen dürfen. —

Doch nicht bloß gesungen werden soll das freie Wort von einzelnen kühnen Dichtern, es soll auch gesprochen werden von Männern, welche den Muth ihrer Ueberzeugung haben. Die Zeit, in welcher der Mensch denken darf, was er will, und was er denkt auch reden darf, würde nicht so selten sein, wie Tacitus sie seufzend darstellt, wenn die Menschen den Muth hätten — und gehört denn Muth dazu? — wenigstens soviel auszusprechen, als sie sich zu denken die Freiheit nehmen. Wie wenig Muthiges wird in Deutschland gesprochen und wie viel Kühnes wird nicht in Deutschland gedacht? Wenn das Gouvernement nur eine Ahnung davon hätte, würde es gleich die Landwehr einberufen und die Aufruhracte vorlesen lassen. Gibt's nicht manchen Deutschen, der täglich wie jener tollgewordene Berliner De-

magogenriecher im Begriff steht, sich selbst der Polizei als höchst gefährlich zu denunciren, weil er gewisse kühne Gedanken mit dem besten Willen von der Welt nicht wieder los werden kann? — Ja ist es nicht einem Mitgliede eines Provinziallandtages begegnet, daß ihm in einem unbewachten Augenblicke ein höchst staatsgefährlicher Gedanke wirklich losging? Er sprach nämlich in der Debatte über Einführung von Reichsständen mit kühner Logik plötzlich folgenden Satz aus: „Meine Herren! Allgemeine Reichsstände sind gewiß der Himmel auf Erden, da wir nun aber einmal den Himmel auf Erden nicht haben können, so stimme ich dafür, daß es beim Alten bleibe!" Hätte Mirabeau kühner denken und sogar sprechen können, wenn er preußischer Landstand gewesen wäre? —

Das Wort bleibt bei uns immer Schuldner der Gedanken, und die Deutschen, die sonst für ihr Wort zu haften pflegen, sterben darüber weg, ohne an's Bezahlen zu denken. — Das freie Wort ist eigentlich ein Germanismus, der unsere Zustände auf eine betrübende Weise andern Nationen gegenüber charakterisirt. — Es wird dem Amerikaner nie einfallen, vom freien Worte zu sprechen, auch nicht dem Engländer, nicht dem Franzosen, nicht dem Lappländer, der sich einer der freisinnigsten Constitutionen, der norwegischen, erfreuen darf, nicht dem Spanier; nur wir arme Deutsche fangen jetzt

erst an zu schwärmen, zu singen und zu reden vom freien Worte! — Muß das nicht andern Nationen eben so vorkommen, als ob wir Deutsche alle asthmatisch wären und daher für das freie Athemholen schwärmten und dichteten? —

Es mag vielleicht schon einmal irgend einem Chemiker eingefallen sein, das Blut verschiedener Nationen einer vergleichenden Analyse zu unterwerfen, um daraus nicht bloß physische, sondern auch sehr wichtige moralische Schlüsse zu ziehen; jedenfalls muß sich im germanischen Blute eine bedeutende Quantität Eisentheile mehr finden, als in jedem andern; wenigstens soviel, daß jeder Nachkomme Teuts aus dem eignen Blute sich den Flamberg schmieden lassen könnte, mit welchem er den freien Rhein gegen die Franzosen vertheidigt. — Von Tacitus bis über Jahn hinaus waren die Deutschen ihrer eisernen Faust, eisernen Treue, eisernen Keuschheit, eisernen Redlichkeit und ihres eisernen Fleißes wegen hochberühmt, was alles sehr schöne, brauchbare Eigenschaften wären, wenn leider nicht auch die eiserne Geduld dazu käme. Geduld ist die Tugend der Engel und der Schwachen; die Deutschen aber sind weder Engel, sonst würden ihnen nicht ihre frommen Superintendenten sonntäglich so viele Sünden vorhalten können, noch sind sie schwach, wie schon ihr enormer Eisengehalt an sich selbst beweist. — Ja wir müssen

noch weiter gehen, wir müssen leider behaupten, daß Geduld bei Nationen der Moloch ist, welchem sie ihre eigne Freiheit schnöde opfern. — Deutschland soll eine Faust's-Natur haben, es hat Philosophie, Juristerei und Medicin und leider auch Theologie studirt; aber es ist unserm Deutschlande auch nicht eher zu helfen, als bis es wie Faust endlich seiner Geduld flucht, mag ein Gott oder ein Teufel es dazu bringen! —

„Geduld überwindet Alles," so lautet eine kalligraphische Vorschrift, welche angehende Deutsche in den Schulen nachmalen lernen, und es mag etwas Wahres daran sein. Man kann mit Geduld überwinden heftige Zahnschmerzen, die Staatszeitung sogar, die Schubertsche, die Seekrankheit, eine fünfviertelstündige Traupredigt und eine fünfactige Tragödie mit Vor- und Nachspiel, im Manuscript von einem guten Freunde vorgelesen; aber auch nicht die kleinste Institution des Status quo ist durch Geduld zu überwinden. Ein einziger unbedeutender Censor z. B. hält die himmelschreiende Geduld von den 70,000 Einwohnern einer geistig ihm unterworfenen Stadt aus, und es thut ihm kein Finger danach weh, als höchstens der Schreibfinger, den er zum Streichen gebraucht. — Das freie muthige Wort ist das sicherste Mittel, sich dem entnervenden Einflusse der Geduld zu entziehen und diese ganz und gar mit der Zeit einem bessern Genius weichen zu machen.

Uebrigens ist die deutsche Geduld gar nicht so phlegmatisch, als daß sie nicht in Kammern und in Schriften für sich plädiren sollte; sie ist sogar für den politischen Fortschritt, nur für den besonnenen, langsamen. So bemerken die Männer der Fortschrittsgeduld ganz richtig, daß wir Deutsche in einem Jahrtausend weiter gekommen sind, als die Chinesen in den 80,000 Jahren ihrer Geschichte. Ich weiß nicht, ob China mit zum deutschen Bunde gehört, in welchem Falle diese Bemerkung die Beleidigung eines deutschen Bundesstaates involvirte; aber wahr ist sie. Die Chinesen tragen noch immer einen Zopf, wir aber haben ihn schon nach der Schlacht von Jena verloren. Die Chinesen dürften ihn indeß auch bald ablegen, da sie in der neuesten Zeit auch ihr Jena gehabt. — Doch während in China jetzt die Opiumfrage beigelegt ist, fängt sie bei uns erst in ihrer ganzen Zudringlichkeit an, nur in einem etwas umgekehrten Verhältnisse. Bei uns wollen die Mandarinen ihr politisches wie literarisches Opium der Civilisation gewaltsam aufdringen, darum halten sie auch alle Häfen der Journalistik und Literatur mit ihren Scheerenflotten blockirt, und mehrere Literaturschiffe, die unter der Flagge des Fortschrittes segelten, sind bereits von ihnen in den Grund gebohrt worden.

Daß das freie, ungefesselte Wort, als Attribut des

Republikanismus, bei den vorsichtigen Kopfschüttlern auch gehörig verdächtigt werde, dafür sorgt schon die Scribentenpolitik des historischen Rückschritts. — Schweift einmal ein sehnsüchtiger deutscher Blick hinüber nach Westen über den Ocean, allwo ein jugendlich frischer Staatenverband auf den Principien des natürlichen Rechts herrlich gedeiht, gleich werden wir nach den südlichen Sklavenstaaten verwiesen, oder ein deutscher Reichspublicist führt uns einen nach dem Lynchgesetze getheerten und befiederten Menschen vor zum abschreckenden Beispiele. Allein sind wir nicht alle moralisch getheert und befiedert, daß wir uns in diesem schmachvollen Zustande vor andern Nationen kaum noch sehen lassen können? — Ist ein einziger Censurstrich nicht brutaler, als alle Auswüchse des Lynchgesetzes? nicht für ein intelligentes Volk schmerzhafter, als alle Hiebe, die in den Sklavenstaaten ausgetheilt werden?

Auch „die gute Sache“ ist ein Stichwort des sogenannten langsamen Fortschritts. Der guten Sache wegen wollen wir schweigen und es ruhig ansehen, wie eine Zeitung nach der andern unterdrückt wird, weil sie auf der Seite des Volks und des Rechts standen; der guten Sache wegen wollen wir's abwarten, bis noch mehr Jugendlehrer verjagt werden, weil sie nach ihrem Gewissen und nach ihrer Ueberzeugung, nicht wie Heuchler, lehrten; der guten Sache

wegen wollen wir nie eine Wahrheit ganz sagen, sondern nur zu Dreiviertel mittheilen, oder zur Hälfte, oder lieber gar nicht, und unser ganzes Leben lang unter Vormundschaft bleiben; denn wenn wir etwas sagen, so schaden wir der guten Sache u. s. w.

Diese Leute mit ihrer „guten Sache" erinnern an jenen Mann, der ein paar schwarzseidene Strümpfe verlor, im Intelligenzblatte aber blaue wollene anzeigte, weil er glaubte, daß der ehrliche Finder diese um so eher an ihre Adresse wiederbringen würde.

Eine halbe Wahrheit ist eine ganze Lüge, wie Schweigen zur Zeit, in welcher Reden Pflicht ist.

Ist unser Vaterland noch nicht reif, sich der Schmach der bevormundenden Administration zu entziehen, so muß es doch reif zur Sprache sein, oder unser einziger Nationalstolz auf deutsche Intelligenz und deutsches Ideenleben ist eine Lüge. — Der ist ein Verräther an seiner Gegenwart, der nicht, so lange er kann, protestirt gegen die Schande feudaler Hörigkeit, die von besoldeten oder bornirten Lobrednern und Augendienern gepriesen und gefördert wird. Wir dürfen es nicht mehr für eine Kühnheit halten, ein freies, rücksichtsloses Wort zu hören, wir wollen es nicht für eine Kühnheit halten, es auszusprechen.

Es ist an der Zeit, daß das Wort nicht länger zurückbleibt hinter der Ueberzeugung, daß Jeder offen und

rücksichtslos seinen Theil an der Freiheit beansprucht. In einer solchen Zeit, in welcher die Sprache eine scharfe, schneidige Waffe sein soll, muß sie auch würdig und männlich geführt werden. — Wir wollen sie ablegen, die gothischen Sprachschnörkel, welche der Macht gegenüber unsere Forderungen zu Wünschen, die Wünsche zu Bitten, und die Bitten zu Betteleien degradiren. — Die Sprache soll, wie der Mensch, dem sie angehört, aufrecht gehen und den Himmel anschauen!

Wir wollen sie ablegen, diese schlaue Diplomatie, mit welcher wir uns in unser vorenthaltenes, verbrieftes Recht einzuschmuggeln suchen, statt es am hellen Tage offen zu fordern!

Ein Volk oder dessen Vertreter dürfen der Diplomatie gegenüber nicht diplomatisiren, einmal, weil die Masse immer zu ungeschickt ist zum feinen Spiele gegen den Einzelnen, und zweitens, weil es ihrer nicht würdig ist!

Ueber eine andere unwürdige Handhabung der Sprache äußerte sich schon vor fünfzig Jahren ein berühmter deutscher Schriftsteller, wie folgt:

„Man erhebt bei freien politischen Untersuchungen jetzt wieder ein Geträtsch, wie man es schon ehemals bei religiösen trieb, über exoterische und esoterische Wahrheiten, d. h. — denn du sollst es nicht verstehen, unstudirtes Publikum, d'rum werden sie sich wohl hüten,

es deutsch zu sagen — d. h. also: von Wahrheiten, die ein Jeder wissen kann, weil eben nicht viel Tröstliches daraus folgt, und von andern Wahrheiten, die, leider! eben so wahr sind, von denen aber Niemand wissen soll, daß sie wahr sind. — Siehe, liebes Publikum, so spielen deine Lieblinge mit dir, und du freuest dich in kindlicher Unbefangenheit über die Brosamen, die sie dir von ihrer reichbesetzten Tafel zufließen lassen. Traue ihnen nicht; das, worüber du eine so herzliche Freude hast, ist nur das Exoterische; das Esoterische solltest du erst sehen, aber das ist nicht für dich."

„Das ist auch eine von euern alten Untugenden, feige Seelen, daß ihr uns mit einer geheimnißvollen Miene ins Ohr flüstert, was ihr aufgespürt habt: aber, aber — setzt ihr hinzu, und macht ein kluges Gesicht, daß es ja nicht weiter auskommt, Frau Gevatterin! — Das ist nicht männlich; was der Mann redet, mag Jeder wissen."

„Die allgemeine Verbreitung der Wahrheit, die unsern Geist erhebt und veredelt, die uns über unsre Rechte und Pflichten unterrichtet, die uns die besten Wege auffinden lehrt, wie wir die erstern behaupten, und die Erfüllung der zweiten recht fruchtbar für das menschliche Geschlecht machen können, sollte schädliche Folgen haben? Vielleicht für diejenigen, welche uns auf immer in der Thierheit erhalten möchten, damit sie uns

auf immer ihr Joch auflegen und zu ihrer Zeit uns schlachten können? Und welche denn auch für sie, als etwa die, daß sie dann ein andres Handwerk ergreifen müßten? Fürchtet ihr dies als ein Unglück? Nun freilich, darin sind wir mit euch nicht einig, wir fürchten dies Unglück nicht."

Der Mann, welcher diese Worte geschrieben, war Professor der Philosophie und hieß Johann Gottlieb Fichte; das Buch aber, welches gegenwärtig fast verschollen ist, da es von deutschen Regierungen im Stillen beseitigt wurde, ist betitelt: „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution". — Wir könnten aus diesem Buche auch unsre Zeit verstehen lernen.

Das deutsche Jahrtausend wird jetzt in's Grab gesenkt, und am Grabe, das uns daran erinnern sollte, daß wir Staub sind und zum Staube zurückkehren, beleben sich die gesunkenen Hoffnungen für die Zukunft unsres Vaterlandes. — Ist doch jede Todtenfeier einer Geschichtsepoche auch ein Jubelfest! Neben jedem Sarg einer heimgegangenen Zeit steht zugleich auch eine Wiege, aus welcher eine neue Zeit, als hoffnungsvolles Kindlein, freundlich das junge Leben anlächelt.

Und wir dürfen hoffen! — Es dämmert wieder

in unserm Osten. Im Angesichte der jenseitigen Kosakken und ihres Hettmanns haben die Vertreter unserer Provinz ein männlich warmes Wort gesprochen gegen die entwürdigende Knechtschaft der Presse, gegen Pfafferei, heimliche, lichtscheue Inquisition unserer Rechtspflege und gegen die Ungleichheit vor dem Gesetze. — Sie fordern das Licht, und es muß ihnen werden! — Hätten unsre Vertreter jenes heilige, verpfändete Recht des Jahres 1815, wie sie's durften und mußten, ebenso männlich und offen gefordert, anstatt dasselbe in die Livrée kleiner, diplomatischer Rücksicht zu stecken, so hätte man die ganze Wirksamkeit dieser Versammlung eine That des selbstbewußten politischen Fortschritts mit Recht nennen können! — Doch die für das freie Wort geforderte Freiheit wird in Zukunft auch jede Livrée der Sprache ächten! — Das Wort wird dann mit dem Siegel der Freiheit auch den Stolz der Freiheit tragen.

Unsre politischen Charwochen werden zu Ende gehen, und Deutschland wird sein Osterfest feiern!

Noten.

I. Eine wunderbare Novelle aus der neuesten Zeit.

S. 6. Wer weiß, ob nicht irgend ein neues Strafgesetzbuch 2c.

§. 172. „Angriffe auf die Ehre verstorbener Mitglieder des Königlichen Hauses sind mit Gefängnißstrafe oder Strafarbeit bis zu zwei Jahren zu ahnden."

Vergl. Entwurf des Strafgesetzbuches für die Preußischen Staaten.

S. 10. Der §. 20 des Entwurfs. „Von dem Verbote der Ehe von Personen, welche wegen Ehebruch geschieden worden, mit den Theilnehmern des Ehebruchs, findet fernerhin keine Dispensation Statt."

S. 23. Officieller Vertheidiger der Ehe. §. 4. „Das Ehegericht hat zur Einleitung der Instruction eines jeden Eheprocesses aus seinen Mitgliedern einen Vertheidiger der Ehe zu bestellen, welcher in diesem Processe als Richter ausscheidet." —

S. 25. Nur Vulkan hat nach §. 10 des Entwurfs 2c.

§. 10. Der Ehebruch ist im Wege des Criminalverfahrens von dem competenten Criminalgerichte zu untersuchen und zu bestrafen u. s. w.

S. 25. §. 12. „Der Ehebruch wird an jedem der beiden Ehebrecher, wenn er von einem Ehemann mit einer ledigen Weibsperson verübt worden, mit sechswöchentlichem bis dreimonatlichem Gefängnisse, wenn er aber von einer Ehefrau mit einer ledigen Mannsperson begangen worden, mit drei- bis sechsmonatlicher Gefängniß-, Zuchthaus- oder Festungsstrafe, und wenn beide

Ehebrecher verheirathet waren, mit sechsmonatlicher bis einjähriger Gefängniß-, Zuchthaus- oder Festungsstrafe geahndet werden." —

S. 29. Officiell gezogene Demarcationslinie. Am Tage, an welchem diese Vorlesung gehalten wurde (den 8. März), enthielt die Hartungsche Königsberger Zeitung folgendes Inserat: „(Eingesendet). Es ist wohl erforderlich, daß einseitige Stimmen sich nicht mehr als Organe der öffentlichen Meinung kund geben und unter dem Rubro „Inländische Zustände" dictatorisch laut werden. Sie haben bisher nur diesen Firmen — und dem Scheine gesetzlicher Befugniß und höhern Beifalls, theilweisen Anklang zu verdanken; diesen theilweisen Anklang aber wieder so dargestellt, als ob die Mehrzahl, wo nicht ganz Altpreußen, eines Sinnes mit ihnen wäre. — — Diese Art des Auftretens ist indessen trüglich und übervortheilend — denn nicht auf dem ersten Platze einer privilegirten Zeitung, nicht unter der Aegide königlicher Embleme — sondern hinter der Demarcations-Linie, welche die neue Zeitungsordnung gezogen und die gleichsam Sonne und Wind redlich scheidet, ist der Tummelplatz der irrenden und fahrenden Parteimänner; da mögen sie streiten, ihre diversen Ansichten und Entwürfe austauschen, sich begegnen und gegenüber stellen, doch nie vergessen, daß die Macht der Entscheidung und des rechtskräftigen Urtheils nur allein dem erhabenen königlichen Kampfrichter zusteht, der von Gott- und Rechtswegen dazu berufen ist." Vergleiche Königsberger (Hartungsche) Zeitung No. 57. 1843.

S. 32. §. 6. „Die Ehegatten haben alle Instructionstermine in Ehesachen persönlich abzuwarten, und es findet deren Vertretung durch Bevollmächtigte nur in solchen

Terminen Statt, in welchen nicht wesentlich mit ihnen zu verhandeln ist, z. B. bei Zeugenverhören."

S. 33. §. 16. „Wegen lebens= und gesundheitsgefährlicher Mißhandlungen, wegen beharrlicher Trunksucht und wegen Mangels an Unterhalt der Frau, veranlaßt durch Verbrechen und Ausschweifungen des Mannes, soll nicht sofort auf Ehescheidnng, sondern zuvor auf ein= bis zweijährige Trennung von Tisch und Bett erkannt werden. Während dieser Trennung besteht das Eheband mit seinen Verpflichtungen, jedoch mit Ausnahme des Zusammenlebens der Ehegatten. Von solchen Trennungsurteln ist den betreffenden Geistlichen Nachricht zu geben; damit sie während der Trennung die Sühne zu versuchen fortfahren" ꝛc. —

S. 33. §. 10 und 12. Vergleiche oben Note zu S. 25.

S. 33. Die Hinweisung auf das strengste Amtsgeheimniß hat doch den Entwurf über das Ehescheidungsgesetz nicht vor Veröffentlichung schützen können. Die Rheinische Zeitung theilte zuerst das Actenstück mit, welches man nur seit dem J. 1840 nicht für eine Mystification zu halten sich geneigt fühlen dürfte. Demjenigen, der die Pflicht gegen sein Vaterland für heiliger erachtete, als den Parolebefehl seines Bureauchefs, und den amtsgeheimen Gesetzentwurf der Kritik wie dem Proteste der öffentlichen Meinung hingegeben, gebührt der Dank seines Volks. — Ob der später geführte Todesstoß gegen die Rheinische Zeitung nicht vorzüglich in der Veröffentlichung des besprochenen Gesetzentwurfs seine amtsgeheimen Motive gefunden, mögen unsre Cabinetspsychologen entscheiden.

II. Zur neuesten Geschichte der Caricatur.

S. 43. Geheime Berichterstatter. Die geheimen Berichte, welche vor einiger Zeit, besonders aus Kö=

nigsberg und der Provinz über die politische Stimmung und Phänomene Ostpreußens nach Berlin gingen, und die doch nicht ganz geheim gehalten werden konnten, enthielten des Abenteuerlichen so viel, als nur die Berliner aufgeregte Maßregelphantasie zu verdauen im Stande war. Wer sollte es glauben, daß man in Berlin einmal alles Ernstes davon sprach, daß die Bevölkerung Ostpreußens den Herrn v. Spön zum Herzoge ihrer im Abfalle begriffenen Provinz erwählen wollte? u. drgl. Unsinn mehr? — Der Herr von Arnim hat jüngst in einem Rundschreiben das Institut einer geheimen preußischen Polizei auf's Entschiedenste desavouirt. Wir selbst haben nie an eine organisirte und als solche besoldete geheime Polizei im gewöhnlichen Wortsinne geglaubt. Und bedarf Preußen derselben auch? — Sind nicht die meisten officiell vertraulichen Mittheilungen der detachirten subalternen Militär- und Civilbeamten an ihre Chefs und von deren Bureaux aus weiter bis zu den höchsten und allerhöchsten Stellen der diensteifrigsten geheimen Aufspürerei so ähnlich, wie ein rother Adlerorden 4ter Classe dem andern? — Kann es ferner in Abrede gestellt werden, daß den Bürgermeistern der kleinen Provincialstädte jüngst officiell befohlen wurde, in gewissen Zeitabschnitten an die höhern Behörden ein Verzeichniß der namhaftesten Bürger ihrer Stadt mit Bemerkungen über deren politische Gesinnungen einzureichen? — Sind endlich die geheimen Militär- und Civilconduitenlisten etwas Anderes, als systematische geheime Denunciationen, Verdächtigungen u. drgl., deren Opfer die Angeschuldigten so häufig werden, ohne von ihrem Ankläger oder ihrem Richter, ja nur von dem ihnen zur Last gelegten Vergehen etwas zu erfahren? — Man kann der Wahr-

heit die Ehre geben, wenn man behauptet, daß der bei weitem größere Theil der preußischen Beamten aus Ehrenmännern besteht, welche jede heimliche Angeberei und was dahin gehört mit Indignation verabscheuen; allein von diesen werden es viele zu ihrem Bedauern nicht in Abrede stellen können, daß sie gezwungen sind, wenigstens am grünen Tische mit manchem Collegen zu sitzen, von dem sie notorisch wissen, daß er entweder in bornirtem Diensteifer den „Spion wider Willen", oder aus berechneter Augendienerei den selbstbewußten Angeber und geheimen Correspondenzler macht.

S. 58. „Der Sänger einer Friedensstimme aus Ostpreußen." Bald nachdem der neue Oberpräsident Bötticher als Nachfolger des Herrn v. Spön seine Residenz auf dem Schlosse zu Königsberg bezogen, erschien in der Königsberger Zeitung ein Aufsatz: „Friedensstimme aus Ostpreußen," welcher so reich an hohlen, officiellen Berlinismen war, und der eine solche Unkunde der ostpreußischen Parteizustände verrieth, daß man mit Recht vermuthen mußte, der Verfasser wäre ein eben eingewanderter „Hochgestellter," der zu seinen übrigen hohen Titeln sich durch seine Friedensstimme noch den eines Friedensfürsten von Ostpreußen erwerben wollte. — Da der Verfasser jener „Friedensstimme" wahrscheinlich identisch mit dem Staatsmanne ist, welcher die ungeheure Entdeckung machte, daß der ganze ostpreußische Liberalismus nur von dreizehn Königsberger Schriftstellern gemacht und getragen würde, und diese wichtige Entdeckung sogleich zur Beruhigung nach Berlin berichtete, so zweifeln wir nicht daran, daß es ihm gelingen wird, nach Vernichtung jener ominösen Dreizehn der Pacificator Ostpreußens zu werden, auch ohne daß er nöthig hätte, seine matte Friedensstimme noch einmal anzustrengen.

S. 60. „Das neuentdeckte latente Licht.“ Der geniale Physiker Professor Moser in Königsberg ist durch die Entdeckung Daguerre's auf wissenschaftlichem Wege zu dem wunderbaren Phänomen des latenten Lichtes geführt worden. Vergl. die vor Kurzem über diesen Gegenstand erschienene Broschüre: „Ueber das Licht von Ludwig Moser. Königsberg 1843. Bei H. L. Voigt. —

S. 65. „Ob er sich **von, auf** oder **in** schreibe.“ Unter der Regierung des Oberpräsidenten Böttcher erschien zum ersten Male ein officielles Verzeichniß der zum jüngsten Landtage (März 1843) einberufenen Mitglieder, in welchem eine neue Präpositionshierarchie, zur Beförderung der ständischen Gliederung, eingeführt war. Die adelichen Abgeordneten nämlich, selbst wenn sie nur eine kölnische Besitzung hatten, oder Vertreter des dritten Standes waren, wurden mit der Präposition „auf“ in Verhältniß zu ihrem Gute gebracht, während die bürgerlichen Abgeordneten, selbst als Rittergutsbesitzer und Deputirte des ersten Standes, sich mit der Präposition „in“ begnügen mußten. Diese Distinction des Herrn Böttcher, die um so uneigennütziger genannt werden darf, als er selbst bürgerlich ist, fand jedoch bei den bürgerlichen Landständen und auch bei mehrern Adelichen nicht die dankbarste Anerkennung, und er war daher am Ende genöthigt, den energischen Reclamationen gegenüber, durch keineswegs sehr diplomatische Ausflüchte die aufgestellten Präpositions-Kategorien öffentlich wieder zu desavouiren.

S. 72. „Geheime Clauseln.“ Alle bewilligten Scheinfreiheiten werden gewöhnlich von geheimen Instructionen begleitet, welche als Sauvegarde die zarten Schaugerichte vor jeder derben Berührung (in der of-

ficiellen Sprache „Mißbrauch" genannt) schützen müssen. Auch die Zwanzig-Bogen-Freiheit steht unter dem Schutze einer solchen geheimen Eskorte. Es leuchtet ein, daß unter solchen Umständen die Censur noch immer der illusorischen Zwanzig-Bogen-Freiheit vorzuziehen ist.

S. 73. „Civilteufel," „literarisches Kriegsgesetz." Durch Erlaß des Kriegsministers von Boyen (d. d. Berlin 11. Mai 1842) die schriftstellerische Thätigkeit der Officiere betreffend, ist den militärischen Schriftstellern der schädliche Genuß der Censurfreiheit von Werken über 20 Bogen auf's Bestimmteste untersagt worden. —

III. Die neuesten Abenteuer des Freiherrn v. Münchhausen.

S. 86. Man hat in dem Professor von Salamanka die Schilderung eines bekannten und beliebten Professors der Philosophie in Königsberg finden wollen, welcher am Krönungsfeste der preußischen Monarchie (18. Januar) in der deutschen Gesellschaft eine öffentliche Vorlesung: „Ueber den Begriff der politischen Partei", gehalten und diese Vorlesung drucken ließ. Obgleich mir daher diese Schilderung als eine „Persönlichkeit", wie man sie nannte, von den zahlreichen Freunden des Professors sehr verübelt und von meinen Feinden als willkommner Angriffsvorwand gegen mich benutzt wurde, ja, obgleich ich selbst die liebenswürdige Humanität jenes Mannes anerkennen muß, so nehme ich dennoch keinen Anstand, hier zu erklären, daß, wenn der Professor wirklich in meiner Schilderung zu finden, er auch mit derselben gemeint sei, so wie jeder deutsche Professor, auf welchen dieselbe ganz oder theilweise anwendbar gefunden werden sollte. — In einer Zeit, in welcher die brutale

Gewalt auf's Entschiedenste sich gegen die Berechtigung des Geistes erklärt hat, ist es nicht genug, liberal gesinnt zu sein, man muß auch den Muth haben, diese Gesinnung unumwunden auszusprechen und für sie ehrlich und offen in die Schranken zu treten, sowohl parceque als quoique. — Vor allem dürfen wir dieses von Männern fordern, welchen die geistige und sittliche Pflege (und ist das nicht zugleich die politische?) der deutschen Jugend anvertraut ist, und die als Priester der Wissenschaft um so unverhohlener ihre Indignation über die Eingriffe der Polizei in's Gebiet der Intelligenz aussprechen sollten! — Besser ist jedenfalls gänzliches Schweigen, als jenes behagliche, geistreiche und doch so pedantische Kokettiren mit der Exegese liberaler Phänomene, welche dem doctrinärsten juste milieu, ja sogar dem entschiedenen Servilismus die willkommenste Gelegenheit bietet auf eine harmlose Weise auch liberal zu thun, ganz abgesehen davon, daß es nicht würdig ist, für das indifferente Philisterium gewissermaßen den Ciceronen zu machen, welcher die einzelnen Erscheinungen aus dem heißen Kampfe der Gegenwart zu männiglichem Nutzen und Vergnügen erklärt, anstatt selbst die Waffe in die Hand zu nehmen und dreinzuschlagen. Freilich nennt man das ein „über allen Parteien Stehen!“

Anerkennend muß ich's hier zugleich mittheilen, daß derselbe Königsberger Professor, den man meiner Schilderung unterlegen wollte, kurz nachdem diese Vorlesung gehalten, am Kantsfeste (welches jährlich am Geburtstage des gefeierten Philosophen begangen wird) einen braven, kräftigen Toast ausbrachte, in Gegenwart vieler hochgestellten Prälaten von der Kirche des heiligen Status quo. — Sehr lieb wäre

es mir, wenn meine Leser recht bald keinen deutschen Professor mehr auftreiben könnten, auf den meine Schilderung anwendbar wäre.

Für den literarisch gebildeten Leser ist es kaum wohl noch nöthig zu bemerken, daß das Verhältniß des Professors zum Freiherrn von Münchhausen durchaus nur den dichterischen Anknüpfungspunkt bildet, so wie, daß nicht jeder gebrauchte Ausdruck im strengsten Wortsinne für die Wirklichkeit aufzufassen ist.

S. 88. „Das politische Glaubensbekenntniß eines spanischen Granden." Mißdeutungen, welche diese Stelle in Königsberg erfahren, veranlassen mich, hier zu erklären, daß mir das politische Glaubensbekenntniß des Freiherrn von Harthausen vorschwebte. Vergl. Rosenkranz Königsberger Skizzen. Vorrede.

S. 104. „Die That der Gerechtigkeit, die mich erlöste" u. s. w. Dr. Jacoby ersuchte den Königsberger Criminalsenat um Abschrift des ausführlich motivirten Urtheils, durch welches die zweite Instanz des Kammergerichts ihn freigesprochen. Der Criminalsenat erkannte ihm einstimmig auch eine solche Abschrift zu. Durch Intervention des Chefpräsidenten jedoch wurde das besagte Collegium gezwungen (????) sein Votum wieder zurückzunehmen, da Se. Excellenz der Herr Justizminister erst um seine Meinung angefragt werden müsse. Bekannt ist es, daß Se. Excellenz, ohne Rücksicht auf die Entscheidung des Königsberger Criminalsenats, sich peremtorisch dagegen erklärte, daß dem Freigesprochenen die Urtheilsabschrift in extenso mitgetheilt werde. Freilich hätte dieses Actenstück, in welchem die zweite Instanz des Kammergerichts das Urtel der ersten mit scharfer Kritik beleuchtet, ein für Preußen verbotenes Buch abgeben können. — Andre wunderbare Umstände,

welche dies, die Stellung der preußischen Gerichtshöfe so prägnant bezeichnende Factum begleiteten, wird Dr. Jacoby, der sich über dies Verfahren mit einer Beschwerde gegen den Minister an den König gewandt, wohl in Zukunft selbst veröffentlichen. —

S. 107. „Colloquium . . . . Gewissensinquisition." — So wurde dem Divisionsprediger Dr. Rupp in Königsberg vom Ministerium Eichhorn befohlen, in einem Colloquium mit dem Königsberger Generalsuperintendenten sich über seine bekannte Schrift: („Ueber den christlichen Staat") zu rechtfertigen.

S. 107. Daß die Erzählung vom Assessor ohne Gehalt auf einem wahren Factum beruht, dürfte wohl allgemein bekannt sein.

S. 109. „Bürgerlich farbige Eintrittskarte." Die Eintrittskarten für die zum Hofmaskenfeste eingeladenen Bürger hatten eine besondere Farbe, welche zugleich den Saal bezeichnete, den zu betreten ihnen erlaubt war. Die Karten für Einen hohen Adel waren weiß und berechtigten zum Eintritt in den weißen Saal, allwo allein, wie die Sage amtsgeheim lautet, warm soupirt wurde. — Bei dem am verwichenen Pfingsten auf dem Schlosse zu Marienburg stattgefundenen Musikfeste, welches Se. Majestät mit Allerhöchst Ihrem Besuche beglückten, war der Hof durch eine quer durch den Saal gezogene Schnur von dem übrigen Publikum getrennt. —

IV. Zur Leichenfeier ꝛc.

S. 115. „Das erste Jahrtausend des **deutschen Reichs.**" Freilich wurde das deutsche Reich schon im Jahre 1806 aus dem Dienste entlassen, und lebt seit der Zeit als pensionirtes deutsches Reich in Frankfurt a. M. Allein um ein Jubiläum begehen zu

können, verzeiht man einem deutschen Schriftsteller auch gern einen Anachronismus.

S.129.ff. „Welchen in unsrer kleinen Zeit der Geist des klassischen Alterthums" ꝛc. Bei der Schilderung der deutschen Philologen schwebte mir ein hochberühmter Professor der Philologie aus Königsberg vor; ein gesinnungstüchtiger Ehrenmann, der es wahrlich nicht verdient hat, daß ihm zu seinem Professortitel noch der eines königl. preußischen geheimen Rathes angeheftet wurde.

S. 136. „M. H. Allgemeine Reichsstände ꝛc." Diese Rede eines preußischen Provincialstandes, der auch den Grafentitel mit Mirabeau gemein hat, ist buchstäblich wahr. Zur Belohnung für solche glänzende Rhetorik ist der Sprecher vor Kurzem zum Oberregierungsrathe avancirt.

Walesrode, Ludwig,

Unterthänige Reden vier Vorlesungen, öffentlich gehalten zu Königsberg im Winter 1843, oder: Fortsetzung der 'Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit'

Zürich ; Winterthur 1843

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Misc.Rev.22#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11751793-2